

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Werwolf-Terror in Soho

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 80



Werwolf-Terror in Soho

John Sinclair Nr. 242

von Jason Dark

erschienen am 22.02.1983

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Werwolf-Terror in Soho

London im November!

Gerade diese Stadt hat eine besondere Beziehung zu dem zweitletzten Monat des Jahres, den man auch als den nebelreichsten bezeichnet. Und der Londoner Nebel ist ebenso berühmt wie die Tower Bridge oder der Buckingham-Palast.

Regen! Dicke, schwere Wolken, ein bleigrauer Himmel, nie wird es richtig hell. Glänzende, vom Nieselregen genäßte Straßen und die dicken, oft undurchdringlichen Nebelschwaden zwischen den Häusern und über den Dächern der Millionenstadt.

Wie lange Gardinen fallen sie in die Straßenschluchten, wallen, drehen sich, quirlen weiter und dämpfen den Lärm des Tages.

Nebel – ein Feind der Autofahrer, ein Freund der Gesetzlosen. Sie nutzen ihn aus, verschwinden wie Schatten in seinem dämmrigen Grau und narren die Polizei.

Aber nicht nur menschliche Verbrecher lieben den Nebel. Auch andere Geschöpfe nutzen seinen Schutz aus...

Zusammen mit einer stockfinsteren Nacht verbirgt er die Wesen, die normalerweise das Licht des Tages scheuen und auch allen Grund dazu haben.

Es sind die Diener der Finsternis, die unheimlichen Wesen aus den Tiefen der Dimensionen – Monstren, Dämonen, Geister. Existenzen, die einer Menschheit den Kampf angesagt haben, die sie unterjochen wollen, um selbst die Führung zu übernehmen.

Ungeheure Machtmittel stehen ihnen zur Verfügung. Menschenleben zählen nicht, denn sie kennen nur ein Ziel – die absolute Herrschaft zu erringen.

Auch an diesem Abend waren sie wieder unterwegs, um einen fürchterlichen Plan in die Tat umzusetzen. Die finsterste Hölle schien sie ausgespieen zu haben, und doch benutzten sie, die artfremden Wesen, die Errungenschaften der Technik. Nur so konnten sie sich in den Kreislauf der Menschen einfügen, ohne großartig aufzufallen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen war, hart und erbarmungslos zuzuschlagen.

Und der Nebel deckte ihre Taten zu…

An diesem Dienstagabend war er besonders schlimm. Von den Ufern der Themse war er aufgestiegen, lautlos über die Wiesen gekrochen und hatte sich vom Nachtwind hinein in die City tragen lassen. Aus dem sowieso schon über der Stadt liegenden Dunst wurde eine graue, undurchdringliche Nebelsuppe, die selbst das Scheinwerferlicht der zahlreichen Autos aufsaugte wie ein Schwamm das Wasser.

Rush hour in London!

Für die meisten Menschen eine mittlere Katastrophe. Jetzt, wo der Nebel noch hinzukam, verdichtete sich die Katastrophe zu einem regelrechten Verkehrschaos.

Die doppelte bis dreifache Zeit brauchte der Autofahrer für seine täglich zu fahrenden Strecken, und dem Nebel schien es Spaß zu bereiten, die Nerven der Menschen auf die Probe zu stellen, denn er breitete sich weiter aus.

Zog in trägen, dicken Schwaden in Richtung Norden, ließ sich treiben und bedeckte bald die gesamte City von London. Er stoppte nicht, denn er wollte mehr, und die Themse zeichnete sich in diesem Fall als unerschöpfliche Quelle.

Soho!

Berühmt und berüchtigt. Ein Ortsteil, den Touristen gern besuchen, weil sie einen gelinden Schauer bekommen, wenn sie durch die schmalen Straßen und Gassen wandern.

Man hielt das Image bewußt aufrecht, obwohl es von dem alten viktorianischen Soho nicht mehr allzu viel gab. Die moderne Vergnügungsindustrie hatte hier ihren Einzug gehalten. Peep-Shows, Porno Shops, Erotik-Läden, Bars, Nepp-Kneipen, Pizzerias, China-

Restaurants, dazwischen die kleinen Theater, die zahlreichen Kinos und Kabaretts, sie bildeten jetzt die bunte und farbige Kulisse dieses Stadtteils.

Ein Meer aus grellen, colorierten Reklamewänden und zuckenden Leuchtstoffröhren, die entweder die Namen der Lokale weithin sichtbar machten oder in stilisierter Form zeigten, was der Besucher dieser Schuppen dort zu bieten bekam.

Zumeist waren es leichte Mädchen, die einen Körper aus Leuchtstoffröhren besaßen und zwischen deren grellen, geöffneten Lippen Sprechblasen hervorquollen.

Das alles bot Soho seinen Besuchern jeden Tag, über die späte Nacht hinaus bis in den frühen Morgen hinein.

Der Nebel veränderte alles.

Urplötzlich schuf er eine andere Atmosphäre. Er nahm Besitz von den schmalen Straßen, engen Gassen, er legte seinen grauen Schleier über die aufreizende Werbung, spielte mit den roten Leuchtreklamen und ließ sie aussehen wie in der Luft schwebende Blutflächen.

Die Geräusche wurden stark gedämpft. Konturen verwischten, Menschen wurden zu Schemen, das aus den Lokalen fallende Licht versickerte schon nach wenigen Schritten.

Touristen bekamen Angst!

Wenn der Nebel über Soho lag, dann war auf einmal etwas von der Atmosphäre zu spüren, die diesen Stadtteil so berühmt gemacht hatte. Da glaubten furchtsame Gemüter, daß hinter jeder Hausecke und düsteren Straße ein neuer Jack the Ripper lauerte, da flüchtete man dorthin, wo es heller war und das Licht ein wenig Schutz bot.

Wie lautlos heranrollende Ungeheuer wirkten die Fahrzeuge, die dicht hintereinander fuhren, so daß sie sich mit ihren Stoßstangen schon fast berührten.

Nur im Schrittempo ging es voran. Der Nebel verzerrte die Klänge der Autohupen zu unheimlichen Geräuschen, und wenn die Reifen über das nasse Pflaster rollten, dann schmatzten sie wie ein uralter Ghoul bei seiner makabren Mahlzeit.

Die Gefahr wuchs.

Lichtscheue Gestalten, sonst in tiefen Kellern oder Verstecken verborgen, erschienen wieder. Man fand sich, man traf sich. Für die folgende Nacht wurden die Coups genau ausbaldowert, und manches scharfe Messer lag bereit, um Tod und Elend zu säen.

Die grauen Schleier machten alle Menschen gleich. Und keiner hatte mehr die Zeit, auf irgendwelche Fahrzeuge zu achten. Jeder war mit sich selbst und vor allen Dingen mit dem Nebel beschäftigt, so daß diejenigen, die nicht gesehen werden wollten, das Wetter als ideal empfanden.

Dazu gehörten auch die Insassen des silberfarbenen Rolls Royce.

Ein toller Wagen, mit einem Motor versehen, der mehr einer flüsternden Stimme glich.

Lautlos rollte er dahin, tauchte ein in die Nebelschwaden und wurde von ihnen verschluckt. Hin und wieder, wenn der Wind den Nebel ein wenig aufgerissen hatte, war er wieder für einen Moment zu sehen. Ein zufällig am Straßenrand stehender Passant wunderte sich, daß die hinteren Fenster des Wagens trotz des Nebels durch Vorhänge verdeckt waren, denn hineinschauen konnte auch so niemand.

Der Wagen verschwand, und der Passant hielt ihn für einen Spuk.

Wer mochte da unterwegs sein?

Es gab viele Möglichkeiten, doch auf die Wahrheit wäre der Mann nie gekommen.

Hinter dem Steuer saß eine Frau. Sie hatte ein schmales Gesicht, das von lockigen, blonden Haaren umrahmt wurde. Wer das Gesicht sah, hätte die Frau zu denjenigen weiblichen Personen gezählt, die genug Geld hatten, um den Tag in teuren Modegeschäften oder exklusiven Cafés zu verbringen. Wer allerdings so dachte, der täuschte sich und hätte lieber auf die Hände der Frau schauen sollen.

Es waren keine menschlichen Hände, sondern Pranken. Und sie gehörten einer Bestie – einem blutgierigen Geschöpf, einer Werwölfin.

Denn hinter dem Lenkrad des Rolls hockte keine geringere als Lupina, die Königin der Wölfe!

***

Bereits seit einigen Tagen hielt sie sich in London auf und hatte geschickt ihre Fäden gezogen. Ihr Plan war so unvorstellbar, daß wohl kein mit einem gesunden Menschenverstand ausgerüstetes zweibeiniges Wesen ihn für durchführbar gehalten hätte.

Doch Lupina wollte es schaffen. Und sie brauchte auch diesen Wagen. Nicht weil er so auffällig war, sondern weil er Platz bot.

Denn Lupina saß nicht allein in dem Luxusfahrzeug.

Im Fond des Wagens hatte sich jemand zusammengekauert. Beim ersten Blick sah er aus wie ein großer Hund, doch wer genauer hinsah, der stellte fest, daß er keinen Hund vor sich hatte, sondern einen Wolf.

Lupinas Sohn!

Luparo hieß er, wobei er auch schon unter dem Namen Orapul existiert hatte. Die Königin der Wölfe hatte damals, als sie noch zur Mordliga gehörte, lange Zeit nach ihrem Sohn gesucht. Zahlreiche Irrwege lagen hinter ihr, bevor sie es endlich schaffte, Luparo zu finden. Aber jetzt war er da. Und sie hatte damals sogar einen Bruch mit der Mordliga riskiert, war zu einer Todfeindin von Solo Morasso geworden, der sie daraufhin auf die schwarze Liste gesetzt und ihr Lady X, die Vampirin, hinterhergeschickt hatte. Zu einer Rückkehr

war Lupina nicht zu bewegen gewesen, also hatte Lady X zum letzten Mittel gegriffen und die Königin der Wölfe mit einer Garbe aus der Silberkugel-MPi getötet.

Alle hielten sie für tot, doch das stellte sich als Irrtum heraus. Lupinas Geist überlebte seltsamerweise. Etwas Ungeheuerliches war geschehen, ein Novum in der Schwarzen Magie, denn ihr Geist vereinigte sich mit dem ihres Sohnes, und da in dessen Körper plötzlich zwei Seelen lebten, mußte es zwangsläufig zu einer Spaltung kommen.

Es entstand eine neue Lupina!

Wer da seine teuflischen Hände mit im Spiel gehabt hatte, konnte nur geraten werden. Lupina selbst, die es nicht genau wußte, machte sich ihre Gedanken, und sie dachte an die Kreatur, die auch der Vater ihres Sohnes war.

Fenris, der Götterwolf!

Durch seine unvorstellbare Magie war es gelungen, Lupina wieder zum Leben zu erwecken, so daß sie jetzt eine Doppelexistenz führen konnte.

Davon wußte auch Lady X, ihre Mörderin.

Die Scott, wie die Vampirin mit bürgerlichem Namen geheißen hatte, war natürlich konsterniert gewesen. Doch zu einer großen Auseinandersetzung zwischen den beiden war es nicht mehr gekommen, dafür lagen die Interessen zu gleich, aber sie hatten einen Burgfrieden geschlossen und gingen sich aus dem Weg.

Schließlich gab es für sie gemeinsame Gegner. Und da stand vor allen Dingen der Geisterjäger John Sinclair an der Spitze.

An ihn jedoch wollte Lupina vorerst nicht denken, sie mußte ihren eigenen Plan verfolgen, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Wenn es gelang, saß sie an den Schalthebeln der Macht. Dann war sie eine wahre Königin.

Der Nebel machte ihr überhaupt nichts aus. Im Gegenteil, er deckte wie gerufen ihre Pläne zu, und wem fiel schon ein Wagen im Nebel auf, der zudem fast die gleiche Farbe besaß wie die grauen, in den Straßen hängenden Schleier?

Als sie an einer Ampel stoppte, drehte sie kurz den Kopf, sah ihren Sohn und streckte die Pranke aus. Sie wühlte sie in das herrlich dichte Fell des Tieres, und Lupina vernahm als Dank das satte Knurren aus dem Fond des Wagens.

Sie und ihr Sohn gehörten zusammen. Niemand würde es noch wagen, sie zu trennen.

Die Ampel schaltete um.

Ein zerfaserndes grünes Auge leuchtete innerhalb der Nebelschwaden. Nur allmählich konnten die Wagen starten, und der Rolls mit den beiden dämonischen Insassen rollte soeben noch bei

Grün über die Ampel.

Dann verschluckte ihn wieder der Nebel.

Weit hatte Lupina nicht mehr zu fahren. Bei normalem Wetter eine Strecke von wenigen Minuten, doch in dieser Nebelsuppe brauchte sie die dreifache Zeit.

Den Treffpunkt hatte sie sich ausgesucht, und über ihr Gesicht glitt ein Lächeln, als sie daran dachte, daß der andere, der sicherlich schon im Lokal wartete, nervös und aufgeregt sein würde.

Sollte er…

Geisterhaft tauchte ein Hinweisschild auf. Es war zum Glück nicht zu hoch angebracht, und trotz des Nebels konnte Lupina die Schrift auf der Tafel lesen.

Gino's, stand dort.

Nur wenige wußten, was sich hinter diesem Namen verbarg. Gino's gehörte zu den Toplokalen in London. Es war eine hervorragende Pizzeria mit gut gewürzten Gerichten und gepfefferten Preisen, so daß sich nur ein gewisses Publikum bei Gino einfand.

Und noch weniger wußten, daß Gino dieses Lokal nicht gehörte, sondern in Wirklichkeit Logan Costello, dem gefährlichsten Mafiacapo von Groß-London.

Eine Zufahrt führte zum Lokal.

Die Fenster waren erleuchtet, obwohl Lupinas Raubtieraugen von dem Gebäude selbst nichts sehen konnten. Aber die verschleierten hellen Lichter waren zu erkennen, und die Erinnerung an eine Waschküche wurde wach, wenn man die Nebelschwaden sah, die vor den Fenstern auf- und niederwallten.

Vor dem Haus, wo die hohen Bäume wuchsen, gab es auch einen kleinen Parkplatz.

Auf ihn lenkte Lupina den Rolls.

Die Reifen rollten über eine kleine Erhebung, zwei schwankende Windlichter markierten die Einfahrt, und dann sah die Werwölfin in den wallenden Schwaden der Nebel die abgestellten Fahrzeuge der Gäste. Für den Rolls gab es noch eine Lücke.

Sie lenkte das Gefährt nach links, rollte in die Lücke hinein und stellte den Motor aus.

»Wir sind da«, sagte sie nach hinten gewandt, stieg jedoch nicht aus, sondern duckte sich im Sitz zusammen.

Nun geschah etwas, das einen Beobachter in Erstaunen, wenn nicht in Angst und Schrecken versetzt hätte.

Lupina verwandelte sich.

Sie konnte diesen Prozeß steuern und sorgte dafür, daß ihr Fell verschwand und einer leicht gebräunten Haut Platz schuf. Die Haare blieben, das Gesicht auch, niemand wurde mehr daran erinnert, eine Werwölfin, ein Geschöpf der Finsternis, vor sich zu haben.

Sie zog die bereitliegende Kleidung an und gab ihrem Gesicht mit ein wenig Schminke den letzten Schliff.

Dann stieß die sie Tür auf.

Einen Mantel hängte sie noch lässig über ihre Schultern. Der Wagenschlag schwang zu.

Zurück blieb Luparo als stummer, gefährlicher Wächter…

***

Nebel in London!

Auch das noch. Aber wir hatten damit rechnen müssen, nachdem wir aus Shanghai zurückgekehrt waren. Ein sagenhaftes Abenteuer lag hinter uns. Wir hatten gegen die lebenden Leichen aus einem Pestsumpf gekämpft und den Geist einer kopflosen Prinzessin kennengelernt.[1] Und begonnen hatte der gesamte Fall mit einer Entführung, denn man hatte uns aus London gekidnappt. Verantwortlich dafür zeichnete sich der Geheimdienst der Rot-Chinesen.

Auf der Rückreise, die sich wegen der Zwischenlandungen über mehrere Stationen hinzog, hatten Suko und ich schon ein komisches Gefühl gehabt.

Deshalb entschlossen wir uns, die meiste Zeit zu schlafen. Den Vorsatz führten wir auch durch, ließen uns zu den Mahlzeiten wecken und schlossen ansonsten die Augen.

Natürlich atmete man auf, uns wieder gesund und munter im Yard Building zu sehen, besonders Shao war froh darüber, ihren Freund endlich in die Arme schließen zu können, doch Sir James, unser Chef, ließ den beiden für eine große Wiedersehensfeier keine Zeit. Zwei Stunden gab er uns, gegen 16 Uhr sollten wir wieder im Büro sein. Ein sehr dringender Fall lag an.

Worum es ging, das hatte uns der Alte nicht verraten.

Wir waren pünktlich. Über das Shanghai-Abenteuer sollte ich so schnell wie möglich einen Bericht verfassen, ansonsten konnte ich es vergessen. Der nächste Weg führte uns in den Keller des Yard Buildings. Dort liegen auch die Zellen für Untersuchungshäftlinge, und in einer Zelle wartete ein Mann namens Mario Ireland.

Er gehörte zu den Typen, die ich nicht mochte. Seine magere Gestalt steckte in einem viel zu weiten braunen Anzug, das Gesicht zeigte einen verschlagenen Ausdruck und die Augen konnten nie still sein. Sie wieselten hin und her.

Dieser Kerl hätte seiner Großmutter den letzten Cent ihrer Rente weggenommen, um sich dann zu verkrümeln.

Zudem stank er nach Pomade und einem widerlichen Rasierwasser. Bei einer Razzia war Mario Ireland aufgegriffen worden.

Drei Tütchen Heroin fand man in seinen Jackentaschen. Genug, um

ihn erst einmal einzulochen.

Und davor hatte er Angst. In den Knast wollte er aufgrund seiner schlechten Erfahrungen mit Gefängnissen auf keinen Fall, und so bot er Informationen an.

Informationen über einen Mann, bei dem Polizisten aufhorchten und glänzende Augen bekamen.

Logan Costello!

Jahrelang hatte die Polizei versucht, diesen Kerl zu erwischen, doch ihm war nie etwas zu beweisen gewesen. Er hatte es immer verstanden, sich geschickt im Hintergrund zu halten. Bei den normalen Yard-Beamten war auch bekannt, daß sich gerade Sir James Powell um Costello kümmern wollte, denn der Mafiaboß stand mit den Mächten in Verbindung, die Powells kleine Abteilung bekämpfte.

So war es kein Wunder, daß sich Sir James den Knaben selbst vorknöpfte. Dessen Aussagen waren sehr interessant. Unser Chef schaltete sofort und alarmierte uns, damit wir uns noch einmal anhörten, was der Knabe zu sagen hatte.

Es ging nur in zweiter Linie um Costello. Etwas anderes war viel wichtiger.

Costello besaß mehrere Wagen, unter anderem auch einen exklusiven Rolls Royce. Und den hatte er verliehen. Und zwar an eine Frau.

Mario hatte sie nie gesehen, aber ihren Namen gehört.

Lupina!

Er war ihm seltsam vorgekommen, und er hatte ihn gut behalten.

Noch am gleichen Abend war er gefaßt worden und konnte nun seinen Trumpf ausspielen.

Auch uns elektrisierte der Name!

Lupina gehörte zu unseren Todfeinden. Sie hatte dem Sensenmann ein Schnippchen geschlagen. Wie sie das genau geschafft hatte, wußten wir nicht, uns war nur bekannt, daß sie und ihr Sohn Luparo existierten und das reichte.

Stellte sich die Frage, was Lupina vorhatte. Manchmal ist es von großer Bedeutung, wenn man eine gut funktionierende Organisation im Rücken weiß.

Uns genügte ein Anruf bei einer bestimmten Stelle, und so erfuhren wir das Kennzeichen des Rolls.

Eine stille Fahndung lief an. Alle verfügbaren Streifenwagenbesatzungen waren angewiesen worden, auf das Kennzeichen zu achten. Dann aber kam der Nebel.

Deshalb fluchte ich so auf das Wetter.

Das Gespräch mit Mario Ireland lag längst hinter uns. Suko und ich hockten im Bentley und gondelten durch London, denn wir waren von einer Nachricht aufgeschreckt worden.

Man hatte den silbergrauen Rolls in Soho gesehen!

Von der Victoria Street bis nach Soho ist es nur ein Katzensprung.

Normalerweise. Aber nicht bei dieser verdammten Nebelsuppe, die in mehrschichtigen Schwaden alles bedeckte und den Verkehr fast lahmlegte.

Wir befanden uns nördlich des Piccadilly Circus, aber noch nicht an der Oxford Street. Trotzdem steckten wir mitten im Trubel. Das heißt dort, wo Soho am urwüchsigsten ist. Nur sahen wir davon nicht viel, weil wir über die Straße schlichen und ich als Fahrer mich nur an den Heckleuchten der vor mir rollenden Wagen orientierte.

Lupina lag mir wie ein Klotz im Magen. Ich kannte ihre Raffinesse und Brutalität. Sie ging im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen, wenn es ihre Pläne erforderten.

Und Leichen blieben immer zurück.

Allerdings fragte ich mich, welch einen Plan sie nun wieder ausgeklügelt hatte. Ich hoffte nur, daß wir ihn rechtzeitig genug vereiteln konnten.

Der Wagen war in Soho gesehen worden. Man hatte auch versucht, ihn zu verfolgen, und wir erwarteten praktisch jede Minute eine neue Meldung. Falls den Beamten das Fahrzeug im dichten Nebel nicht entwischt war. Das wäre fatal gewesen.

Suko, der links neben mir saß, schaute nur auf das Telefon. Er schien es hypnotisieren zu wollen, und ich schüttelte den Kopf. »Laß es sein, Alter, das meldet sich nur, wenn es Lust hat.«

»Vielleicht hat es jetzt Lust?«

Ich lachte. Doch nur kurz, denn der Apparat meldete sich tatsächlich. Damit hatte ich jetzt nicht gerechnet.

»Siehst du«, sagte Suko und hob ab.

Mithören konnte ich nicht, nur eine quäkende Stimme drang an mein Ohr, aber was sie sagte, war nicht zu verstehen.

Gespannt war ich auf Sukos Antwort und freute mich, als ich sie hörte. »Okay, bleiben Sie dran. Sicher, wir kommen hin.«

»Was war los?«

»Sie haben ihn noch«, erklärte Suko.

»Klasse. Und wo fahren sie hin?«

»Der Wagen befindet sich weiterhin in Soho. Zuletzt ist er in der Berwick Street gesehen worden.«

»Das ist nicht weit von uns.«

»Eben.«

Ich konnte auf der Straße bleiben und brauchte vorerst nicht ab.

Wir wußten auch, daß eine blondhaarige Person den Rolls steuerte.

Das konnte nur Lupina sein, denn sie allein hatte blondes Haar.

Stoppen sollten die Kollegen den Rolls auf keinen Fall. Ich kannte Lupina. Die würde über die ahnungslosen Menschen kommen wie ein Unwetter. Da mußten wir hübsch vorsichtig sein.

Als ich wieder einmal stoppen mußte, traf die nächste Meldung ein.

Diesmal meldete ich mich.

»Sir.« Die Stimme des Polizisten klang ein wenig nasal. »Wir haben leider Pech gehabt…«

»Sagen Sie bloß, daß er verschwunden ist.«

»Ja.«

»Shit!«

Nach meiner Antwort wußte der Mann nichts mehr zu sagen, bis ich schließlich fragte: »Wo haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

Der Beamte erklärte mir den Standort. »Bleiben Sie da, wir kommen zu Ihnen.«

»Jawohl, Sir!«

Ich warf wütend den Hörer auf die Gabel. Suko hatte alles mitbekommen. Er hob die Schultern. »Pech.«

»Dabei kann man ihnen bei diesem hundsgemeinen Nebel nicht einmal einen Vorwurf machen.«

Auch wir kamen vorerst nicht weiter. Nach einigen Minuten war ich es leid und mogelte mich an den Wagen vorbei. Diesmal genierte ich mich nicht, auch das Rotlicht zu benutzen, mit dem seit einiger Zeit der Bentley ausgerüstet war. Ich setzte die Warnleuchte auf das Dach. Dort wurde sie mittels eines Magnethalters gehalten.

Viel nutzte es nicht. Die sich vor uns befindlichen Wagen konnten kaum zur Seite gefahren werden, weil ihre Fahrer keine Lücke oder keinen Platz fanden.

Irgendwie schaffte ich es dennoch, mich durchzumogeln, und wir erreichten auch den Treffpunkt. Um besser erkannt zu werden, hatte auch der Streifenwagen Rotlicht eingeschaltet. Auf dem Dach drehte sich lautlos die Leuchte und schuf aus dem in unmittelbarer Nähe wallenden Nebel blutige Wolken.

Ich fuhr auf den Gehsteig und hielt. Als Suko und ich den Wagen verließen, kamen uns die beiden Beamten entgegen. Selbst im Nebel konnte ich erkennen, daß sie ein schlechtes Gewissen hatten.

Ich beruhigte sie, indem ich sagte: »Nun machen Sie sich mal keine Gedanken. Was Ihnen passiert ist, kann jedem zustoßen. Vor allen Dingen bei diesem Wetter.«

Sie nickten dankbar. Auf ihren Gesichtern zeichnete sich Erleichterung ab. Im Dienst zu versagen, ist nie gut, doch wir alle sind Menschen und haben Schwächen.

Obwohl ich diese Ecke von Soho kannte, kam sie mir fremd vor.

Dafür sorgte der Nebel, der sich einfach nicht wegwischen ließ. Er lag überall, quoll in jede Ritze, drängte sich lautlos durch Spalten und Risse; es gab für ihn kaum einen Halt.

»Und hier haben Sie ihn aus den Augen verloren?« erkundigte sich Suko. Er war mit den beiden Polizisten ein Stück vorgegangen und

kaum noch zu erkennen. Seine Stimme klang ebenfalls seltsam dumpf.

»Ja, Sir.«

Ich gesellte mich zu den drei Männern. Das Rotlicht erreichte mich nicht mehr. Es schien als sich drehender Blutfleck mitten in der Luft zu stehen.

Manchmal glitten Wagen über die Straße. Wir hörten sie nicht.

Gespensterhaft huschten sie an uns vorbei. Wenn Hupen erklangen, vernahmen wir das Geräusch nur gedämpft.

Die Bewegungen der Welt um uns herum schienen um die Hälfte langsamer abzulaufen als normal.

Wir entfernten uns von den parkenden Autos. Da die Polizisten den Rolls hier in der Gegend verloren hatten, mußte es meiner Ansicht nach eine Seitenstraße oder ähnliches geben, das der Fahrer des Rolls als Fluchtmöglichkeit genutzt hatte.

»Hier zweigt keine Straße ab«, sagte einer der Beamten, als ich ihn darauf angesprochen hatte.

»Da ist ein Schild!« Suko hatte es entdeckt. Er war vor uns hergegangen und blieb nun stehen.

Auch wir stoppten.

Suko hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt. Vor dem Schild, das auf einem Pfahl steckte, wallten die trägen Nebelschwaden. Es bereitete Mühe, die Schrift zu entziffern, schließlich schaffte es Suko, denn er hatte die besten Augen von uns.

»Ginos«, las er laut.

»Das ist ein Lokal. Eine Pizzeria«, erklärte einer der Polizisten.

»Wir kennen es. Ein nobler Schuppen. Wenn Sie dort essen wollen,, zahlen Sie das Dreifache wie in einer normalen Pizzeria.«

»Und wem gehört der Laden?« wollte ich wissen.

»Eben diesem Gino.«

»Sie kennen ihn?«

Der Polizist nickte heftig. »Ja, ja, Sir. Wir hatten mal einen Einsatz. Liegt ungefähr zwei Jahre zurück, da war der Schuppen noch nicht so nobel. Gino hatte da Besuch von Typen bekommen, die einem gar nicht gefallen konnten. Sahen nach Mafiosi aus. Wir konnten nichts machen. Da wollte keiner seinen Mund aufreißen und reden.«

»Was geschah dann?«

»Einige Wochen später wurde das Restaurant umgebaut. Da waren sie schnell mit bei der Hand.«

»Und was vermuten Sie?«

»Die Mafia, Sir. Sie hat den Laden übernommen. Ist doch oft so in London. Die Spaghetti-Killer kümmern sich um ihre Landsleute, die hier Lokale eröffnen und verlangen Schutzgebühren. So wird es auch dort sein.«

Ich schaute den Beamten an und nickte langsam. »Was Sie gesagt

haben, ist gut.«
Er wurde direkt verlegen.
Suko schaltete schnell. »Denkst du an Logan Costello, John?«
»An wen sonst?« Es war leicht, auf Costello zu kommen. Die Aussagen des gefaßten Kleindealers, die Frau im Wagen, die Lupina heißen sollte, das plötzliche Verschwinden des Rolls und jetzt dieses Lokal, das sich als Pizzeria entpuppte.
Da brauchte man nur zu addieren, und das Ergebnis lag auf der Hand.
Suko war ebenfalls meiner Ansicht. Er drehte schon ab und ging wieder zum Wagen zurück.
»Sollen wir hierbleiben, Sir?« wurde ich gefragt.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ihr Einsatz ist beendet. Vielen Dank noch, meine Herren.«
»Für was?«
»Sie haben uns mit Ihren Aussagen einen ausgezeichneten Tip gegeben. Im nachhinein war es sogar gut, daß Sie den Wagen aus den Augen verloren haben.«
Die beiden Polizisten starrten mich aus so großen Augen an, daß ich unwillkürlich lachen mußte. Wäre ich in ihrer Lage gewesen, ich hätte auch nichts begriffen…

***

Er lauerte im Rolls!
Zusammengeduckt hockte er im Fond dieses Luxus-Wagens. Da es dunkel war, verschmolz er mit dem Schatten des Wageninnenraumes. Nur seine Augen waren zu sehen.
Kalte Augen. Funkelnd, ohne Gefühl. An Diamanten erinnernd.
Gelblich in der Farbe und ungemein klar.
Raubtieraugen…
Luparo konnte warten. Er besaß die Geduld eines Tieres. Tagelang konnte er an einem Fleck liegen, ohne sich zu rühren, aber wenn er dann explodierte, gab es Tote.
Das wußten die wenigsten.
Auch nicht die beiden jungen Männer, die sich wie Schatten innerhalb der dunkelgrauen Nebelsuppe voranbewegten. Sie waren kaum zu hören. Erstens schluckte der Nebel die Geräusche ihrer Schritte, und zweitens trugen sie noch Schuhe mit Specksohlen, die ihnen von vornherein ein fast lautloses Laufen ermöglichten.
Die jungen Männer gehörten einfach zu Soho. Sie waren in diesem Stadtteil geboren, aufgewachsen und hatten hier ihre ersten Erfahrungen gemacht.
Negative Erfahrungen. Diebstahl, Bandenunwesen, Schlägereien.
Nicht immer hatten sie gewonnen, andere Banden waren stärker

gewesen, und so hatten sie sich entschlossen, es auf eigene Faust zu versuchen. Sie bildeten ein Duo.

In der Branche hießen sie nur »The Safeties«. Die Sicheren. Und sie gingen auf Nummer sicher bei ihren Raubzügen. Spezialisiert hatten sie sich auf Autos. Allerdings nur auf Wagen der Luxusklasse, denn die brachten noch etwas, wenn ihr Geschäftspartner sie in den Orient verschob. Zudem kannten die beiden Diebe genau die Plätze in London, wo man in aller Ruhe die Wagen stehlen konnte.

Den Nebel fanden sie natürlich stark. Sie hatten so lange gewartet, bis er sich über die Stadt legte, und waren dann losgezogen.

Obwohl sie wußten oder ahnten, daß hinter Gino's die Mafia steckte, scheuten sie sich nicht, auch diesem Parkplatz einen Besuch abzustatten. Schon einmal hatten sie dort einen dicken Mercedes abschleppen können, der ihnen einiges eingebracht hatte.

Heute sollte es wieder so ein Wagen sein. Auch im Nebel kannten sie sich aus. Verlaufen konnten sie sich nicht. Man hätte ihnen noch zusätzlich die Augen verbinden können, es wäre auf das gleiche hinausgelaufen.

Zusammen zählten sie 40 Jahre. Der eine hieß Peter Light und trug sein Haar in Form eines Punkerschnitts. Er schmückte sich auch gern mit Orden und alten Ehrenabzeichen, bei seinen Raubzügen jedoch verzichtete er auf diesen Schmuck. Das Klirren des Metalls hätte ihn zu leicht verraten. Nur von seinen Ohrringen trennte er sich nicht. Es waren zwei goldene Reifen, die fast sogar die Schultern berührten.

Nummer zwei im Bunde hörte auf den Namen Slicky. Er war von der Körperlänge her der größere. Meist wirkte er leicht schlaksig.

Das blonde Haar lag gescheitelt auf seinem Kopf, und wer ihn sah, hielt ihn kaum für einen Einbrecher, sondern eher für einen sympathischen jungen Mann. Zudem lächelte er viel. Ein Geburtsfehler, denn an seinem linken Mundwinkel war ein Nerv eingeklemmt.

Bewacht war der Parkplatz nicht, das wußten die beiden Diebe genau.

Als die Schatten der Bäume aus der grauen Suppe erschienen, blieben sie für einen Moment stehen. Slicky holte bereits das Einbrecherwerkzeug aus der Tasche. Er war der Mann mit den sensibleren Fingern, jedenfalls behauptete er das immer, und sein Kumpel hatte nichts dagegen, so blieb ihm die Aufgabe des Schmierestehens, während Slicky schnell und geschickt arbeitete.

Von der Seite her betraten sie den Parkplatz. Es raschelte kaum, als sie die Zweige eines ordentlich gestutzten Busches zur Seite drückten und sich freie Bahn verschafften.

Slicky setzte als erster seinen Fuß auf den feuchten Asphalt, schaute sich witternd um und stieß danach einen Zischlaut aus. Für Peter ein

Zeichen. Die Luft war rein.

Als die beiden Autoknacker einige Schritte gegangen waren, stolperten sie fast über den ersten Wagen.

Es war ein Rolls!

Slicky lachte leise. »Das wäre doch was für uns«, flüsterte er, während seine Blicke bereits über die Karosserie des silbergrauen Wagens glitten, auf dem der Nebel einen feuchten Film hinterlassen hatte. »Was meinst du denn?«

»Schau dir die Kiste genauer an.«

»Das mache ich auch.«

Slicky schlich um den Wagen herum. Er hatte so seine Tricks.

Alarmanlagen erkannte er sehr schnell. Von außen war nichts zu sehen. Dann blieb er an der rechten Seite stehen und schaute durch die Seitenscheibe in das Innere.

Er mußte sein Gesicht schon sehr dicht an das Fenster bringen, um überhaupt etwas erkennen zu können, denn zur Tönung der Scheiben kam der Beschlag hinzu.

Es war schwer, etwas zu sehen.

Slicky ließ sich Zeit. Er war auch nicht nervös, denn er wußte Peter in seinem Rücken.

So sehr er auch forschte, den Auslöser einer Alarmanlage konnte er nicht entdecken.

»Scheint sauber zu sein«, bemerkte er.

»Dann knack ihn.«

»Okay.«

Peter meldete sich wieder. »Weißt du, was mir aufgefallen ist?«

»Nein.«

»Die hinteren Scheiben sind durch Vorhänge verdeckt. Ob die irgend etwas zu verbergen haben?«

»Das können wir später feststellen. Erst einmal muß ich das Ding aufkriegen.«

»Warte, da kommt jemand!«

Slicky reagierte sofort. Er war schnell und geschmeidig. Zusammen mit seinem Kumpan tauchte er in die Deckung der Büsche und wartete dort ab.

Ein Pärchen hatte die Pizzeria verlassen. Die beiden schienen gut gegessen zu haben, denn sie lachten auf dem Weg zu ihrem Wagen.

Da die Frau sich bei ihrem Mann eingehängt hatte, wirkte es so, als wären die zwei Personen miteinander verschmolzen.

Sie passierten den Rolls, ohne auch nur einen Blick zur Seite zu werfen. Ihr Wagen stand einige Yards entfernt. Wegen des Nebels war er kaum zu sehen.

Die Autoknacker achteten genau auf die Einstiegsgeräusche, dann durchdrang Licht den Nebel, und sie sahen in den beiden hellen

Tunnels die Wolken quellen.
Rückwärts fuhr der Wagen aus der Lücke. Eine kurze Wende, dann rollte er lautlos vorbei. Es war ein Rover.
Eine Minute gaben die Diebe noch zu. Danach lösten sie sich aus ihrem Versteck, und Slicky machte sich an die Arbeit. Er nahm sich die Beifahrertür vor.
Rolls-Schlösser kannte er. Wieder einmal kam ihm seine Lehre als Feinmechaniker zugute. Er wußte genau, wie er die Dinger aufbekommen konnte, und das richtige Werkzeug besaß er ebenfalls.
Er hatte sich hingekniet. Kaum ein Geräusch war zu hören, als er an dem Schloß herumwerkelte.
Und doch waren die beiden längst bemerkt worden. Im Innern des Autos hatte ein tödliches Raubtier mit kalten, gelben Augen längst seinen Kopf angehoben.
Luparo lauerte…
Davon ahnten die Autoknacker nichts. Peter stand Schmiere, und Slicky arbeitete mit ruhigen Händen, denn er fühlte sich völlig ungestört und sicher.
»Wie läuft's?« fragte Peter flüsternd.
»Nicht gut.«
»Wieso?«
Slicky lachte leise. »Ich wollte eigentlich meinen Rekord einstellen, das gelingt mir nicht.«
»Hauptsache, du kriegst die Kiste auf.«
»Das will ich doch hoffen.«
Noch eine Minute mußten sich beide in Geduld fassen. Dann war es soweit, und Slicky pfiff durch die Zähne. Es war ein besonderer Pfiff. Das Siegeszeichen.
»Alles klar«, meldete er.
Peter erschien wie ein Schatten. Neben Slicky blieb er stehen, der dabei war, sich zu erheben und das Besteck wieder in das Tuch rollte, damit er es wegpacken konnte.
»Sie können einsteigen, Sir!« sagte er zu seinem Freund.
»Danke.« Peter verbeugte sich. »Wollen Sie nicht die Tür öffnen, Charles?« erkundigte er sich im nasalen Tonfall eines hochherrschaftlichen Lords.
»Das machen Eure Majestät mal lieber selbst.«
»Kein Benehmen mehr, das Personal heute.« Peter streckte den Arm aus und faßte an den Griff. Kühl fühlte er sich auf seiner Haut an. Er probierte ein wenig, und dann zog er die Tür auf.
Kein Laut entstand. Sie war gut geölt, eben rollsmäßig. Ledergeruch und der Duft von edlen Hölzern strömten dem sich bückenden Peter entgegen.
Aber da war noch etwas anderes.

Peter zögerte und zog die Nase hoch. Er war schon in mehrere Rolls eingestiegen, den Geruch empfand er als erotisierend, wie er mal gesagt hatte, aber hier störte ihn etwas.

Da war noch was…

»He, was ist?« fragte Slicky. »Willst du auf einmal nicht mehr?«

»Doch, doch – nur…«

»Sag schon. Du machst mich nervös.«

Peter blieb in seiner geduckten Haltung. Er drehte nur den Kopf, als er seinen Freund anschaute. »Riechst du nichts?«

»Nein.«

»Dann beug mal deinen Schädel in den Wagen, da wirst du es schon merken.«

Die beiden lösten sich ab. Slicky hatte das Besteck weggesteckt, seine Hände waren frei. Er stützte sich auf die seitliche Sitzkante, streckte seinen Kopf vor, schnüffelte, drehte auch das Gesicht, schaute in den Fond und sah die Bewegung.

Für die Dauer von einer Sekunde schien er regelrecht einzufrieren.

Ein Mensch war es nicht, der im Fond lauerte, der sah anders aus und hatte auch nicht solche Augen.

Es gab nur eine Möglichkeit.

Ein Hund!

Schon hörte er das Knurren, in das sich zusätzlich ein heiseres Fauchen mischte.

Und dann wuchtete sich der Körper vor, wurde übergroß vor Slickys Augen, der rasende Angst bekam und einen Schrei des Entsetzens ausstieß…

***

Als die Frau das Lokal betrat – den Mantel hatte sie an der Garderobe abgegeben –, bekamen einige der anwesenden Männer Stielaugen. Die Blonde war eine Wucht.

Und wie sie sich bewegte.

Das war schon fast künstlerisch zu nennen. Dieser Gang, dieses Schreiten, so manches Mannequin konnte sich davon eine Scheibe abschneiden. Die hochgereckten Schultern, die ihre Bewegungen ausglichen, das Lächeln auf dem Gesicht und die seltsamen Augen, die eine grüngelbe Farbe besaßen und deshalb besonders auffielen.

Da hielten wirklich einige den Atem an.

Und auch Lester del Roy, denn ihm allein galt der Besuch dieser Frau. Er hatte sich mit ihr verabredet und einen Tisch in einer kleinen Nische reservieren lassen.

Kaum hatte er seine neueste Eroberung entdeckt, als er den Stuhl zurückschob, das Jackett seines dunkelblauen Blazers glattstrich und sich erhob.

Lupina lächelte. Und sie lächelte nur ihn an, den dunkelhaarigen Mann mit dem Oberlippenbart und den breiten Schultern. Dieses Lächeln, das nur Lester del Roy galt, machte ihn sehr stolz. Sogar eine gewisse Röte schoß in seine Wangen, und er atmete tief durch.

Der 33jährige Mann fühlte sich plötzlich wie ein Primaner bei seinem ersten offiziellen Rendezvous in der Tanzschule.

»Lavinia, ich freue mich, daß du gekommen bist«, begrüßte er sie und streckte seine Arme aus, um mit seinen Händen die ihren zu umfassen.

Lupina hatte natürlich nicht ihren richtigen Namen verraten. Lester del Roy kannte sie nur unter Lavinia. Mehr nicht. Keinen Zunamen.

Er hatte ihr einen Stuhl zurechtgerückt, und Lupina nahm lächelnd Platz. »Haben Sie lange warten müssen, Lester?« erkundigte sie sich.

»Nein, nein, bei diesem Nebel freut es mich sowieso, daß Sie überhaupt gekommen sind.«

»Ich halte meine Versprechen eben«, erwiderte die Königin der Wölfe lächelnd. »Immer«, fügte sie hinzu und schaute dem Mann tief in die Augen, der abermals von dem Blick gebannt wurde.

Lester bekam einen trockenen Hals. Was diese faszinierenden Augen alles versprachen, und wenn das einmal eintraf, dann…

Seine Phantasien und Gedanken wurden unterbrochen, als der Ober an den Tisch trat, sich entschuldigte und die Speisekarte reichte. Er fragte auch nach den Getränkewünschen.

Lupina bestellte eine Karaffe Wein. Einen aus der Toskana importierten. Nachdem der Ober gegangen war, drehte sie sich und schaute sich im Lokal um.

»Nett ist es hier«, sagte sie.

»Ja, es gefällt mir auch.«

»Vor allen Dingen ißt man hier ungestört. Die Aufteilung der Nischen ist gelungen. Und das dunkle Holz zu den helleren Wänden mit den Malereien darauf finde ich auch gut.«

»Mich hat es ebenfalls beeindruckt.«

»Dann sind Sie schon des öfteren hier gewesen«, lächelte Lupina.

»Wahrscheinlich mit einigen Frauen, die…«

Lester del Roy legte seine Hand dorthin, wo das Herz unter der Brust schlägt. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Lavinia, das ist der zweite Besuch. Beim erstenmal hat es mir so gut gefallen, daß ich beschlossen habe, zurückzukehren. Ich war damals übrigens allein hier.«

»Nicht mit der Queen?«

Lester lachte. »Sie sind meine Queen.«

Der Ober kam und brachte den Wein. Er stellte auch warmes Stangenbrot und Butter auf den Tisch.

Lavinia und Lester prosteten sich zu. Sie tranken auf den Abend und hofften, daß der Nebel verschwunden sein würde, wenn sie das Lokal

verließen. Danach suchten sie die Gerichte aus. Beide entschieden sich für eine italienische Fischsuppe als Vorspeise, danach wollten sie die Spaghetti à la Patron probieren, die auf der Karte als eine kleine Gaumenfreude angekündigt wurden.

»Die Fischsuppe ist übrigens ausgezeichnet«, erklärte Lester. »Nur aus frischen Meerestieren.«

Lupina legte die Speisekarte zur Seite. »Ich lasse mich überraschen.«

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Gern.«

Lester del Roy drehte sein Glas zwischen den kräftigen Fingern.

»Mich wunderte es, daß eine Frau wie Sie unverheiratet ist. Oder nicht wenigstens einen Freund hat, der ihr alles kaufen kann. Pelze, Autos, Schmuck. Sie wissen selbst, daß Sie faszinierend aussehen…« Da lachte Lupina. »Hören sie auf, Lester. Nein, nein, so ist es nun wirklich nicht.«

»Doch.« Er nickte heftig.

»Vielleicht habe ich den richtigen noch nicht gefunden.« Lupina streckte ihren Arm über den Tisch und faßte nach der Hand des Mannes. Über eine Kerzenflamme hinweg trafen sich ihre Blicke, und was Lester in den Augen der Frau las, war ein Versprechen, die Nacht gemeinsam zu verbringen. Soviel Erfahrung besaß er, um dies zu erkennen.

Er ahnte allerdings nicht, mit wem er zusammensaß und welche Pläne dieses Wesen vor ihm verfolgte. Lester sah in Lavinia nur die Frau, nicht das Raubtier.

Ohne ihre Hand loszulassen, fragte er: »Was machen Sie eigentlich beruflich, Lavinia?«

»Ist das so interessant?«

»Für mich schon. Ich will viel von Ihnen wissen, eigentlich alles, verstehen sie!«

»Natürlich, das begreife ich, aber…«

Sie hob die Schultern. »Ich arbeite in einem Kaufhaus.«

»Gut. Als was?«

»Raten Sie mal.« Sie griff zum Weinglas und nahm einen winzigen Schluck von dem Roten.

»Mode, Kosmetik?«

»Eines von den beiden ist richtig.«

Lester reichte ihr den Korb mit dem warmen Weißbrot. »Ich würde mehr auf Mode tippen.«

Lupina nahm eine Scheibe Brot. »Wieso?«

»Weil die Mädchen in den Kosmetik-Abteilungen wie Malkästen durch die Welt laufen.«

»Das ist aber kein Kompliment für meine Kolleginnen.«

»Aber eine Tatsache.« Auch Lester nahm Brot und bestrich es mit der

gesalzenen Butter.
»Und Sie?« fragte Lupina. »Macht Ihnen Ihr Job Spaß?«
Lester hob die Schultern. »Manchmal ist es hektisch, dann wieder langweilig.«
»Aber Sie sehen die Queen oft?«
»Sicher. Und nicht nur sie. Auch die Familie.«
Lupina schluckte einen Bissen Brot herunter. »Sagen Sie mal ehrlich. Ist Lady Di tatsächlich so nett, wie die Zeitungen immer schreiben? Sie müßten es doch wissen.«
»Noch netter, Lavinia.«
»Ehrlich?«
»Ja. Lady Di ist völlig natürlich geblieben.«
»Was man von den übrigen Mitgliedern der Familie wohl nicht behaupten kann.«
»Das haben Sie gesagt, Lavinia.«
»Das weiß ich auch aus Zeitungen.«
»Lesen Sie viel?«
»Ich komme kaum dazu. Ihnen wird es da anders gehen, als einem Mann der königlichen Leibwache.«
»Das sagen Sie mal nicht. Wir sind ganz schön durcheinandergewürfelt worden, als vor kurzer Zeit jemand in das Schlafzimmer der Queen eingedrungen ist. Das war eine haarige Sache, kann ich Ihnen sagen. Ich hatte zum Glück dienstfrei, sonst stünde ich jetzt auf der Straße. Kollegen von mir ist es so ergangen.«
»So hart sind die Sitten?«
»Und wie.«
»Aber der Mann hat doch nichts getan.«
»Das nicht. Er hätte aber etwas tun können. Allein diese Vorstellung reichte, um einige Vorschriften zu ändern.«
»Und Sie haben alles überstanden?« erkundigte sich Lupina.
»Ohne irgendwelche Blessuren?«
»Zum Glück. Ich bin sogar aufgestiegen.«
»Ja? Kann man das?«
»Klar.« Lester lächelte über die angebliche Unwissenheit dieser Frau. »Man hat mich zu einem Gruppenführer ernannt.«
Sie ließ Lesters Hand plötzlich los und klatschte wie ein kleines Kind, wobei ihre Augen seltsam funkelten. »Toll, wirklich toll. Da darf man Ihnen nur gratulieren.«
Lester wurde rot. Er rutschte vor Verlegenheit auf seinem Stuhl hin und her. »So dürfen Sie das nicht sehen, Lavinia. Was ist das schon? Es gibt unzählige Männer, die mehr sind als ich.«
»Vielleicht, aber niemand ist der Queen so nahe. Als Außenstehender, meine ich.«
»Das gebe ich allerdings zu.«

Die Fischsuppe wurde serviert. Der Ober brachte sie auf einem kleinen Wagen. Er schob ihn heran. Eine große silberne Schale stand bereit. Der Deckel war ebenfalls aus Silber und wurde nun abgehoben.

Der herrliche Duft strömte den beiden entgegen. Lester bekam glänzende Augen. »Das ist phantastisch«, lobte er.

»Darf ich dann servieren?« erkundigte sich der Ober. Er trug eine rote kurze Jacke und eine schwarze Hose mit messerscharfen Bügelfalten.

»Wir bitten darum.«

Zuerst bekam Lupina etwas. Die Suppe war heiß, über der Oberfläche lag ein feiner Dampfstreifen. Auch die gewärmten Teller konnte der Ober nicht mit bloßen Händen anfassen. Er schützte sie mit einem weißen Tuch.

Wenig später aßen die beiden.

Nach den ersten Schlucken nickte Lupina anerkennend. »Die ist wirklich ausgezeichnet«, erklärte sie.

»Ja, sehr.«

Es war von einem großen Vorteil für sie, daß sie sich benehmen konnte wie ein normaler Mensch. Dies spielte sie nun voll aus, während sie in Gedanken weiter weg war. Sie dachte an die Zukunft und damit auch an den vor ihr sitzenden Mann.

Er war reif!

Und er war ihr voll in die Falle gegangen, denn gerade ihn hatte sie sich ausgesucht.

Sie aßen, lächelten, und Lupina erwiderte auch die etwas fordernden Blicke des Mannes. Unter dem Tisch hatte er sein Bein ausgestreckt. Es kam zu Berührungen, denen Lupina nicht entwich, im Gegenteil, sie verstärkte den Druck von ihrer Seite und gab Lester somit ein Signal, daß sie einverstanden mit seinen Gedanken war.

Als Lester del Roy die Hälfte der Fischsuppe gegessen hatte, legte er den Löffel zur Seite. »Wissen Sie eigentlich, Lavinia, daß Sie wunderbare Augen haben?«

»Ach, hören Sie auf…«

»Hat Ihnen noch niemand dies gesagt?«

»Doch – schon…« Sie wand sich ein wenig, spielte die Verlegene.

»Ich finde, es ist übertrieben.«

»Nein, nein.« Bestimmt schüttelte der Mann den Kopf. »Nichts ist übertrieben. Gar nichts. Ihre Augen sind von einer Faszination, wie ich sie noch nie erlebt habe. Glauben Sie mir. Diese Farbe ist und muß einfach einmalig auf der Welt sein.«

»Bitte, nun übertreiben Sie.«

»Darf ich noch nachfüllen?« Die Stimme des Obers unterbrach ihr Zwiegespräch. Lupina war froh darüber. Sie wollte den Dialog sowieso auf ein anderes Thema lenken.

»Gern«, erwiderte sie schnell. »Die Suppe ist so ausgezeichnet, daß

das Hauptgericht kaum besser sein wird.«

»Da täuschen Sie sich mal nicht«, erklärte der Ober. »Sie werden von dem Hauptgericht ebenfalls überrascht sein. Das kann ich Ihnen versichern, Madam.«

»Da bin ich gespannt.«

Der Ober wechselte die Teller aus. Noch einmal konnten sie kräftig zulangen. In der Schale war die Suppe zudem heiß geblieben. Lupina fragte: »Wann müssen Sie denn morgen wieder anfangen?«

»Um 18 Uhr.«

»Was? Dann erst?«

»Ja. Dafür habe ich in der Nacht keine Zeit.«

Die Werwölfin lachte. »Dann müssen Sie den Schlaf der Queen überwachen.«

»So ist es.«

»Und wo befinden Sie sich da?«

Lester del Roy runzelte die Stirn. »Eigentlich dürfte ich es Ihnen nicht verraten. Es ist streng verboten, über diese Betriebsgeheimnisse zu plaudern, wissen Sie.«

»Halten Sie mich denn für einen Einbrecher?« Lupina legte den Löffel zur Seite, produzierte einen erstaunten Ausdruck auf ihr Gesicht und schüttelte den Kopf. »Also, das verstehe ich nicht…«

Der Mann wand sich. »So schlimm ist es auch nicht. Natürlich weiß ich, daß Sie kein Einbrecher oder Attentäter sind, aber die Vorschriften besagen nun mal, daß ich nicht darüber reden darf.«

»Ich möchte auch nur wissen, ob Sie sich innerhalb des Buckingham-Palastes aufhalten oder draußen.«

»Innerhalb.«

Lupina hatte sich ausgezeichnet unter Kontrolle. Sie zuckte nicht zusammen, obwohl sie innerlich triumphierte. Das hatte sie nur zu hoffen gewagt. Es lief besser, als sie angenommen hatte.

»Aber das Schlafzimmer lassen Sie in Ruhe«, spann sie den Faden weiter fort und lachte dabei, womit sie dem weiteren Gespräch eine etwas heitere Note geben wollte.

»Da kommt niemand rein.«

»Und auch nicht der Prinzgemahl, wenn ich recht aus den Zeitungen informiert bin.«

Lester del Roy hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Reporter sind ja immer schlauer.«

»Wo müssen Sie sich denn aufhalten? Dürfen Sie auch durch die Gänge streifen?«

»Nur in einem bestimmten Reich des Palastes. Es gibt, eben Räume, die gehören zu den privaten Tabu-Zonen der königlichen Familie. Ist ja auch verständlich.«

»Sicher.« Lupina nickte.

»Erzählen Sie doch einmal etwas von sich«, forderte Lester del Ray seine Begleiterin auf.

Lupina hob die Schultern. »Was soll ich da sagen? Ich arbeite in einem Kaufhaus, muß viel stehen, und es gibt immer Hektik. Wie bei der Pamela Ewing aus Dallas.«

»Sie sind Einkäuferin?«

»So ähnlich.« Nach dieser Antwort kippte Lupina den Teller und aß den letzten Rest Suppe.

Auch Lester del Roy hatte seinen Teller geleert. Aufatmend setzte er sich zurück und reinigte seine Lippen mit der Serviette. »Jetzt bin ich mal auf das Hauptgericht gespannt.«

»Ob wir das noch schaffen?«

Lester lachte. »Wir müssen, Lavinia, wir müssen.« Er griff zum Weinglas und prostete seiner neuerworbenen Flamme zu.

»Allerdings könnten wir eine längere Pause einlegen. Soll ich es dem Ober sagen?«

»Das wäre mir recht.«

Der Mann war soeben an den Tisch getreten, um abzuräumen. Er hatte Verständnis für den Wunsch.

Lupina aber hörte überhaupt nicht hin, was die beiden Männer miteinander besprachen. Ihre innere Glocke hatte plötzlich Alarm geschlagen. Ein seltsames Kribbeln legte sich auf die Haut, sie empfing die Ströme ihres Sohnes.

Gefahr!

Luparo befand sich in Schwierigkeiten!

Dies und nichts anderes hatten ihre Sinne vernommen. Sie mußte etwas tun, der Plan schien plötzlich gefährdet zu sein, und mit einem heftigen Ruck sprang sie von ihrem Platz hoch, während die Pupillen ihrer Augen auf einmal in Flammen zu stehen schienen…

***

»Ist das eine Kriecherei«, beschwerte sich Suko. »Da kann man hinspucken, und wie lange fahren wir?«

»Ich habe die Minuten nicht gezählt.«

»Denkst du ich?«

Wir rollten über einen Weg, der in keinem Stadtplan Londons eingezeichnet war. Es war die Zufahrt, die auch zu der Pizzeria hinführte. Unbekanntes Terrain für uns, deshalb waren wir so vorsichtig und rollten noch langsamer.

Endlich sahen wir Lichter.

Wie Flecken schimmerten sie innerhalb der Nebelsuppe. Es mußten die erleuchteten Fenster des Lokals sein. Da sie dicht nebeneinanderlagen, sah es so aus, als würden die Lichter eine verwaschene Linie in den dunkelgrauen Nebel zeichnen.

»Es müßte doch auch einen Parkplatz geben«, meinte Suko. Er hielt nach einem Schild Ausschau und entdeckte auch bald eins.
»Hast du es gefunden?« fragte ich.
»Ja. Du mußt nach links.«
»Okay.«
»Halt mal!«
Sukos Stimme hatte scharf geklungen. Ich tippte auf das Bremspedal, und der Inspektor stieß den Wagenschlag auf. Er neigte sich aus dem Fahrzeug und lauschte.
Auch ich spitzte meine Ohren.
Und beide vernahmen wir die wütenden Schreie, die, durch den Nebel gedämpft, an unsere Ohren drangen…

***

Lester del Roy verstand die Welt nicht mehr. Durch das heftige Aufspringen seiner Partnerin war er von einem Augenblick zum anderen aus dieser herrlichen Stimmung gerissen worden. Die Frau stand vor dem Tisch, hatte ihre Hände auf die Platte gestützt und schien innerhalb von Sekunden einen inneren Umschwung erlebt zu haben, denn sie zitterte, als hätte jemand kaltes Wasser über sie gegossen. Dabei hatte sich die Farbe ihrer Pupillen noch mehr intensiviert, das seltsame Grüngelb konnte man als schockfarben bezeichnen, und das Gesicht der Frau zeigt einen harten, verschlossenen Ausdruck.
Auch Lester erhob sich. »Was ist denn los?« erkundigte er sich mit besorgter Stimme.
»Nichts, gar nichts…«
»Wieso? Du bist doch…«
Sie schüttelte den Kopf. Laß mich, auch sie ging zum Du über und hob die Hand, wobei sie die Finger spreizte, deren Kuppen über die nasse Stirn strichen.
Lester hielt noch immer seine Tuch-Serviette fest. Jetzt legte er sie zur Seite und kam mit zögernden Schritten um den Tisch herum. Er faßte ihren Arm an, und sie ließ es geschehen. »Ist dir nicht gut, Lavinia, geht es dir schlecht?«
»Nein, nein – eigentlich ja.« Sie schaute ihn an. »Nur eine momentane Schwäche. Der Tag heute war wohl ein wenig zu viel für mich. Ich muß mich erholen.«
»Sollen wir nach draußen gehen?«
Als der Mann diese Frage stellte, da triumphierte die Werwölfin innerlich. Genauso hatte sie es sich vorgestellt. Jetzt brauchte sie nicht den Vorschlag zu machen. Sie konnte sich gut aus der Affäre ziehen.
»Ich glaube nicht, daß ich das Hauptgericht noch zu mir nehmen kann. Verstehe das bitte richtig, aber…«

»Natürlich, Lavinia, das ist mir klar. Warte, ich begleiche nur die Rechnung.« Auf einen Wink kam sofort der Ober herbei, der sie auch bedient hatte.

»Bitte die Rechnung!«

»Aber Sie haben…«

»Meine Begleiterin fühlt sich nicht wohl«, erklärte Lester mit drängender Stimme und einem kurzen Seitenblick auf Lavinia.

»Können Sie sich vielleicht beeilen?«

»Natürlich, Sir. Einen Moment, es wird sofort erledigt.« Der Ober wandte sich ab. Auf einem Taschenrechner addierte er, bevor er alles noch einmal aufschrieb.

Die Preise waren gesalzen. Lester zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken.

Lupina spielte ihren Part ausgezeichnet. Sie gab sich erschöpft, krank und hielt sich an der Stuhllehne fest. Als der Ober den Mantel brachte, nickte sie dem Mann dankbar zu, der ihr zudem noch in das Kleidungsstück hineinhalf.

Lester del Roy bedankte sich bei ihm für die freundliche Bedienung und reichte Lupina den Arm. Gemeinsam durchquerten sie das Lokal und gingen zum Ausgang.

Lupina drängte sich eng an ihren Begleiter. Ihr Gang war schleppend. Sie hatte Mühe, sich zurückzuhalten, denn in ihrem Gehirn überschlugen sich die Warnsignale.

Lupina stand in geistigem Kontakt zu ihrem Sohn. Und da war etwas passiert, jemand hatte Luparo aufgeschreckt.

Als sie das eigentliche Restaurant verlassen hatten, mußten sie noch durch eine kleine Halle gehen.

Ein Mädchen öffnete ihnen die Tür.

Lester bedankte sich mit einem Kopfnicken, während Lupina starr geradeaus schaute.

Dann traten sie in die Dunkelheit und den Nebel. Drei Stufen führten nach unten.

Sie hatten kaum die oberste berührt, als Lester del Roy von der Aktion seiner Begleiterin überrascht wurde. Lupina riß sich kurzerhand los und verschwand.

Der Nebel verschluckte sie wie ein Geist.

Zurück blieb ein fassungsloser Lester del Roy…

***

Slicky konnte es nicht fassen!

Er und sein Freund hatten den Rolls leer geglaubt, doch in diesen Augenblicken wurden sie eines Besseren belehrt. Der schwarze Körper wuchtete auf ihn zu, er schien den gesamten Wagen auszufüllen, und Slickys Schrei war nur kurz, denn er verstummte, als das Tier gegen

ihn prallte und ihn zurückstieß.

Der harte, brutale Stoß katapultierte ihn aus dem Wagen. Er warf zwar noch seine Arme vor, die Hände fanden auch das Fell des Tieres, doch seinen Fall konnte er nicht mehr stoppen.

Auf dem Rücken blieb Slicky liegen. Er schlug noch mit dem Hinterkopf auf und spürte dann die Pfoten des Tieres auf seinem Körper. Sie drückten durch die Kleidung und kamen ihm vor wie harte Säulen, die den Tierkörper hielten.

Der ganze Vorgang hatte nur Sekunden gedauert. Schreckliche Sekunden, die ausgereicht hatten, um das Entsetzen in Slicky hochzujagen, und auch sein Partner Peter Light, der einige Schritte entfernt stand und im Nebel wie ein Gespenst wirkte, war völlig überrascht worden und reagierte überhaupt nicht.

Slicky sah die Schnauze des Tieres. Er erkannte die gnadenlose Raubtieraugen und sah auch das ungeheuer dichte Fell, das schon mit dem eines Bären zu vergleichen war.

Das Maul stand offen!

Scharfe Zähne in zwei Reihen, dazwischen die aus der Schnauze hängende Zunge, und dem Dieb wurde plötzlich klar, daß ihm die Bestie keine Chance lassen würde.

Das tat sie auch nicht.

Zuerst klatschte die Zunge gegen seinen ungeschützten Hals, dann berührten ihn die Zähne.

Und die bissen zu!

»Slicky!« ächzte der zuschauende Freund. »Verdammt, Slicky!« heulte er dann und schüttelte wild den Kopf, bevor er anfing zu schreien.

Aber Slicky gab keine Antwort mehr. Er konnte keine geben, denn er war tot.

Das begriff Peter nicht sofort. Er merkte es spätestens, als der Wolf sich schüttelte und den leblosen Körper verließ. Dabei knurrte er drohend, hob den großen Kopf an, und Peter sah die blutverschmierte Schnauze des Tieres.

Etwas in seiner Brust schien zu zerreißen. Wie er es schaffte, dem Sprung des Wolfes auszuweichen, wußte er selbst nicht zu sagen, jedenfalls wischte das Tier an ihm vorbei, landete auf allen vieren und schwang sofort wieder herum.

Auch Peter kreiselte.

Seine Hand verschwand dabei unter der Jacke. Noch in der Bewegung riß er sie wieder hervor, und plötzlich blitzte aus seiner Faust die Klinge eines Messers.

Er trug das Stilett immer bei sich, noch ein Relikt aus der frühen Jugendzeit, als sich die Banden gegenseitig mit Messern bekämpft hatten.

Damit konnte Peter umgehen.

Er wußte auch, daß der Wolf immer schneller war als er, aber er mußte sich der Bestie stellen.

Luparo war stehengeblieben. Er hatte sich ein wenig geduckt, sein Fell zeigte sich gesträubt. Die kalten Augen fixierten den jungen Mann mit dem Messer, und der Wolf hatte keine Angst vor dieser Klinge. Damit konnte er nicht getötet werden.

Auch Peter war auf Distanz gegangen. Die alten Kampftechniken fielen ihm wieder ein. Er stellte sich breitbeinig hin. Das Messer hielt er in der rechten Hand. Fest umklammerten seine Finger den Griff, und die Klinge zeigte schräg nach oben, wobei sie allerdings in Richtung Wolfskopf zielte.

Die beiden boten ein unheimliches Bild.

Wie Schatten standen sie innerhalb der gewaltigen Nebelsuppe.

Umwallt von den wogenden, wehenden Schleiern, die wie unsichtbare Hände vorstießen, ihnen entgegenquollen und sie als gespenstische Tücher umwoben.

Es war still geworden.

Zwar keuchte Peter heftig, der Atem stand auch vor seinen Lippen, und vermengte sich mit den grauen Schleiern, doch die Geräusche schluckte der Nebel fast völlig.

Luparo sprang.

Es gehörte zu seinen Fähigkeiten und Techniken, sich gedankenschnell abzustoßen, seinen Gegner nicht zu warnen und voll in ihn hineinzugehen.

Auch Peter hatte achtgegeben!

Der rechte Arm blieb nicht mehr an der Stelle. Die Hand schlug einen Halbkreis, der Schatten des Wolfs wurde größer, und in ihn hinein drehte der junge Mann das Messer.

Die Klinge versank im Fell.

Jetzt mußte das Blut strömen, mußte der Körper zucken, denn Peter hatte Luparo an der Flanke erwischt.

Statt dessen wurde der junge Mann umgeworfen. Ihm drohte das gleiche Schicksal wie seinem Freund, der Körper des Tieres nagelte ihn am Boden fest, er bekam kaum noch Luft, und mit einer großen Kraftanstrengung gelang es ihm, das Messer aus der Wunde zu ziehen.

Das Knurren wurde heftiger. Heißer Atem fuhr in sein Gesicht. Er stach wieder zu, der Wolf schüttelte sich wie nach einem Mückenstich, dann biß er zu.

Wie Peter seinen Arm hochbekam, konnte er selbst nicht sagen. Er lag jedoch quer vor seiner Kehle, und die Zähne trafen nicht den Hals, sondern nur den Arm, wo sie die Kleidung zerrissen und auch in das Fleisch drangen.

Peter spürte diesen rasenden Schmerz. Tränen traten in seine Augen, er wollte schreien, doch nur ein Krächzen drang aus seinem Mund,

zudem drückte er sich selbst die Kehle zu.
Er schloß mit seinem Leben ab.
In diesem Moment peitschten Schüsse!

***

Wir hatten die Schreie genau vernommen. Bei klarem Wetter wäre es kein Problem gewesen, genau zu erfahren, woher sie aufgeklungen waren. Im Nebel jedoch sah alles anders aus.
Da wurde die Akustik verzerrt, zudem kam noch die Sichtbehinderung hinzu, wir mußten uns erst auf dem fremden Gelände orientieren.
Waren sie weit entfernt oder nah?
Eine Frage, auf die wir vorerst keine Antwort finden konnten, denn uns blieb nichts anderes übrig, als herumzusuchen.
»Wir müssen getrennt vorgehen!« schlug Suko vor.
Er hatte mein Einverständnis. Ohne uns weiter abzusprechen, wußte jeder, was er zu tun hatte.
Suko verschwand rechts von mir. Er tauchte ein in die Wand aus Nebel und Düsternis. Da er diesen Weg einschlug, hatte er sich das Lokal als Ziel ausgesucht, ich aber lief dorthin, wo ich noch dunklere Flecken innerhalb des Nebels erkennen konnte.
Sie befanden sich in einer gewissen Höhe, und ich wurde an Bäume erinnert.
Das mußte ein Platz vor dem Lokal sein, vielleicht für Wagen. Ich kannte nämlich ähnliche Parkplätze und hatte darauf schon des öfteren meinen Bentley abgestellt.
Meine Beretta hatte ich gezogen und fluchte auf diesen verdammten Nebel. Der machte alles kaputt. Ich hätte längst den Ort des Geschehens erreichen können, so aber irrte ich noch immer herum.
Verflucht auch.
Und ich hörte wieder die Schreie. Zwar noch dumpf, aber dennoch besser zu vernehmen als beim erstenmal. Ein Beweis, daß ich mich dem Ort immer weiter näherte.
Jetzt wurde es kritisch.
Ich blieb stehen. Schatten vor mir. Schatten, die sich bewegten, was allerdings auf einer Täuschung beruhte, denn die Nebelschwaden spielten mir etwas vor.
Da mußte sich irgendeine Abgrenzung befinden, vielleicht eine aus Bäumen oder Büschen bestehende Trennlinie, die irgend etwas abteilte.
Ich brach hindurch.
Zweige peitschten gegen meine Hosenbeine. Wenig später erreichte ich wieder den normalen Asphalt und sah die düsteren Figuren vor mir in die Höhe wachsen.

Autos.

Abgestellte Wagen, die im tanzenden Nebel unheimlich wirkten.

Ich lief weiter.

Ein paar Schritte nur, dann sah ich den Umriß. Auf dem Boden wälzte er sich, hörte auch das drohende Knurren, dazwischen ein gefährliches Fauchen und ein Geräusch, das nicht von einem Tier, sondern nur von einem Menschen stammen konnte.

Noch lebte er.

Ich streckte den Arm aus, schwenkte die Waffenmündung und feuerte…

***

Konsterniert blieb Lester del Roy auf der obersten Treppenstufe stehen. Damit hätte er nicht gerechnet. Ohne es zu wollen, wischte er über seine Augen, er glaubte an eine Täuschung, doch als er nach vorn schaute und in den Nebel starrte, war von seiner Begleiterin nichts mehr zu sehen.

Die wallende Wand hatte sie verschluckt.

Lester del Roy schüttelte den Kopf. Er glaubte, geträumt zu haben, aber da lag noch ein Hauch jenes Parfüms in der Luft, das ihn bei Lavinia so angeregt hatte.

Nein, geträumt hatte er nicht.

Wo steckte sie nur?

Fast stolperte er die beiden restlichen Stufen nach unten. Er rief Lavinias Namen, aber nur seine kratzig und hohl klingende Stimme wurde von der Nebelwand aufgesaugt. Eine Antwort bekam er nicht.

Lavinia hatte ihn genarrt!

Aber das war für ihn unvorstellbar. Nein, welchen Grund hätte sie haben sollen? Sie hatte sich mit allem einverstanden gezeigt, war mit ihm Essen gewesen, hatte gegen seine Berührungen nichts einzuwenden gehabt, und nun verschwand sie so mir nichts dir nichts, ohne ein einziges Wort zu sagen im dicken Nebel.

Da stimmte doch etwas nicht.

Lester del Roy blieb vor der Treppe stehen. Hatte er einen Fehler gemacht? War er doch zu weit gegangen? Nein, das konnte er sich nicht vorstellen, er hatte um die Frau geworben, wie ein Kavalier der alten Schule hatte er sich benommen und die Frau nicht angemacht, wie es sonst üblich war.

Tief atmete er durch. Die feuchte Luft drang in seinen Rachen. Er mußte husten, dieser Nebel war nicht gut für die Atemwege, er schlug auf die Atemorgane.

»Lavinia!« Fast verzweifelt klang seine Stimme, als er den Namen der Frau rief, und er erschrak, als er hinter sich ein Geräusch vernahm. Hastig drehte er sich um.

Die Tür des Lokals war geschlossen worden. Sie besaß eine große Scheibe. Hinter dem Glas erkannte er schemenhaft das Mädchen, das ihnen auch die Tür geöffnet hatte.
Im Nebel blieb er stehen.
Ein einsamer Mensch, umwallt von den tanzenden Schleiern der grauen Dunstwolken. Zögernd setzte er seine Füße vor. Die Überraschung hatte er überwunden. Nun kam ein anderes Gefühl hinzu.
Die Angst…
Ja, er hatte Angst um Lavinia, machte sich große Sorgen, denn innerhalb dieser grauen, undurchdringlichen Suppe konnten Gefahren lauern. Soho war noch immer ein gefährliches Pflaster, und diese Gefahr potenzierte sich bei so einem Wetter.
Wo konnte sie stecken?
Abermals rief er ihren Namen. Er lauerte auf Antwort. Sie mußte sich doch melden. Auch wenn der Nebel über dem Feld lag, laut genug hatte er schließlich gerufen.
Seine Augen begannen zu brennen. Es ist nicht jedermanns Sache, in die graue Suppe zu starren. Die seltsamen zerfließenden Gebilde wurden zu Figuren. Sie gaukelten ihm Gestalten vor, unheimliche Gespenster, die ihren Reigen vor seinen Augen tanzten.
Keine Spur von Lavinia…
Wie mit kalten Fingern geführt, kroch die Gänsehaut über seinen Rücken. Die Angst ließ seinen Magen klumpen. Er lauschte, horchte auf Schritte und hörte plötzlich die dumpf klingenden Detonationen.
Schüsse?
Als ihm dieser Gedanke kam, erschrak er zutiefst. Mein Gott, wer sollte da schießen und auf wen?
Sein Herzschlag trommelte. Er steigerte sich, die Schläge spürte er oben im Kopf, sie schmerzten förmlich unter seiner Schädeldecke.
Obwohl er in den gängigen Kampftechniken ausgebildet worden war, fürchtete er sich dennoch.
Diese Gegend hier war unheimlich. Ein Gegner konnte im Hintergrund lauern und heimtückisch zuschlagen.
Schritte!
Ja, jetzt hörte er sie.
Sie schienen überall zu sein, der Nebel ließ kaum eine Orientierung zu, aber er konzentrierte sich genauer, versuchte andere Eindrücke auszuklammern und kam zu dem Entschluß, daß die Schritte rechts von ihm aufgeklungen waren.
Hastig wandte er sich um.
Wallende, wogende Schleier. Gefährlicher Nebel, der zu wandern schien, aber befand sich nicht eine Kontur innerhalb dieser grauen Kreise? Malte sie sich nicht deutlich ab Lester del Roy hielt den Atem

an. Ein paar Schritte bewegte er sich in die Richtung, die Arme hatte er dabei vom Körper gespreizt, die Hände waren leicht gekrümmt.

Karate-Kanten…

Und er sah die Gestalt.

Wie eine Figur stand sie da. Unbeweglich, kaum atmend.

Noch näher ging er heran. War das derjenige, der geschossen hatte? Wenn ja, dann mußte Lester damit rechnen, auf einen bewaffneten Gegner zu treffen.

Del Roy wurde noch vorsichtiger. Der andere stand und drehte sich nicht um. Er schien ahnungslos zu sein…

Nach zwei Schritten war Lester del Roy so nahe an ihn herangekommen, daß er ihn besser erkennen konnte.

Und da blieb er stehen.

Er schlug sich gegen die Stirn und glaubte, durchzudrehen. Jetzt hatte er die Gestalt erkannt.

Das war kein Mann, sondern eine Frau!

Er sah sie nur von hinten, aber das lange blonde Haar, das dunklere Kleid dazu, diese Dinge redeten eine deutliche Sprache. Er schaute auf den Rücken der geheimnisvollen Lavinia!

Lester hatte sie wieder – zum Glück!

»Lavinia!« Jetzt hielt ihn nichts mehr. Er sprach sie an, lief auf sie zu, und sie drehte sich gedankenschnell um.

Unbeschreiblich war sein Schrecken, als er in das sich zwischen den Haaren befindliche Gesicht schaute.

Es war die Fratze einer Bestie!

***

Auch jetzt bereitete mir der Nebel Schwierigkeiten. Zwar hatte ich abgedrückt, doch meine Kugel traf nicht die Gestalt auf dem Boden, sondern jaulte vorbei.

Aber sie hatte eine gewisse Effektwirkung!

Da sprang jemand auf!

Ein Mensch war es nicht. Menschen krabbeln nicht auf allen vieren. Nein, das war ein Hund – oder…

Der Gedanke kam und schlug bei mir ein wie ein Blitzstrahl. Lupina hatte ich nicht vor mir, das war trotz des wallenden Nebels zu erkennen, aber ich wußte genau, daß die Werwölfin in der letzten Zeit nur selten allein unterwegs war.

Sie hatte sich einen Begleiter zugelegt.

Luparo – ihren Sohn! Er wurde auch Schwarzwolf genannt und war als Vierbeiner eine brandgefährliche Bestie, die auf Mord programmiert war. Er und Lupina hingen irgendwie zusammen. Ob sie eine Einheit bildeten und sich trennen konnten, wußte ich nicht, aber sie mußten eine Art Doppelleben führen. Lupina hatte ich durch

Silberkugeln nicht vernichten können, vielleicht ihren Sohn?
Ich legte an.
Er schien gerochen zu haben, was ich vorhatte, stieß sich ab und setzte mit einem gewaltigen Sprung über das Autodach des neben uns parkenden Wagens hinweg.
Der Rolls nahm mir die Sicht.
Nachdem ich mich mit einem Blick davon überzeugt hatte, daß ein auf dem Boden liegender Mensch noch lebte, jagte ich wie ein Irrwisch um den Wagen herum und suchte den Schatten.
Luparo war verschwunden.
Nicht einmal das Klatschen der Pfoten vernahm ich oder einen heulenden Laut, der Nebel schien die Bestie in sich aufgesaugt zu haben.
Ich dachte an meinen Freund und Kollegen Suko. Vielleicht hatte er mehr Glück und konnte ihn stellen. Für mich war er entwischt.
Ich lief wieder zurück und schaute in den Rolls.
Eine Tür stand offen. Fast wäre ich über den am Boden liegenden Mann gestolpert. Parallel zum Wagen lag er. Seine Augen waren aufgerissen, der Blick gebrochen.
Ich hatte einen Toten vor mir, von Luparo auf eine schreckliche Art und Weise umgebracht.
Den anderen hörte ich stöhnen. Für ihn war mein Eingreifen gerade rechtzeitig gekommen.
Wo steckte Lupina?
Ihr Sohn, der Schwarzwolf, konnte keinen Wagen lenken. Das mußte sie schon übernehmen, aber von Lupina entdeckte ich nichts.
Sie hatte das Weite gesucht.
Es hatte für mich keinen Sinn, durch den Nebel zu laufen. Nach ein paar Schritten blieb ich stehen. Ich wollte auch nicht nach Suko rufen. Er hätte seinen Standort sowieso nicht preisgegeben. Viel wichtiger für mich waren momentan die Opfer des Schwarzwolfs Luparo.
Der junge Mann neben der aufgeklappten Tür des Rolls Royce war tot. Aber da gab es noch den anderen. Er mußte mir sagen, welches Drama sich hier abgespielt hatte, vorausgesetzt, er war nicht zu schwer verletzt, so daß ich mit ihm reden konnte.
Ich drehte mich wieder um, schaute dabei zu Boden und wollte ihn gerade ansprechen, als ich die Worte verschluckte.
Die Stelle, wo er zuvor gelegen hatte, war leer!
Für einen Moment stand ich ein wenig ratlos da. War der Mann durchgedreht? War seine Angst so groß gewesen, daß er es nicht mehr hatte aushalten können?
Damit mußte ich rechnen.
Ihn im Nebel zu suchen, erwies sich als fast unmöglich.
Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Und zwar vor mir, wo sich auch die

Büsche befanden, die den Parkplatz umrahmten. Es klang so, als würden Zweige aneinanderschaben, und im nächsten Augenblick wollten sich meine Haare hochstellen, denn aus den Büschen vernahm ich auch ein klagendes Jaulen und Knurren.

Ich hatte Erfahrung und brauchte nicht erst groß zu raten, was der Nebel verbarg.

Jemand war dabei, sich in einen Werwolf zu verwandeln. Und das ohne Vollmond…

***

Ein Alptraum, ein Geschöpf des Schreckens, Wahnsinn – oder nur ein Spaß?

Vielleicht eine Maske, um ihn zu erschrecken. Obwohl Lavinia nicht der Typ war, der sich diese Art Späße leistete.

Lester versuchte zu grinsen, was ihm sehr schwerfiel und auch nicht mehr als ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln war. Er holte ein paarmal tief Luft, bevor er es schaffte, eine Frage zu stellen. »Bist du es, Lavinia?«

»Ja!« Ein Wort nur, eine Antwort. Fauchend ausgestoßen, und dabei bewegte sich die Maske, allerdings so, daß der Mann Zweifel hatte, es hier mit einer wirklichen Maske zu tun zu haben. Das hier war so täuschend echt, und er spürte auch den heißen Atem, der ihm entgegengeweht wurde.

Kein menschlicher Atem…

Er zuckte zusammen. Einmal, zweimal, als hätte er Peitschenhiebe bekommen. Der Nebel kam ihm plötzlich wie eine gewaltige Falle vor, aus der es kein Entrinnen gab. Das schreckliche Monstrum vor ihm, ein Werwolf mit blonden Haaren, die allmählich verblaßten und überwechselten in ein dunkles Fell, so daß von der ehemaligen Frau nichts mehr vor ihm stand.

Sie war zu einer Bestie geworden!

Seine Lavinia!

In diesen Augenblicken begriff er die gesamte Tragweite des Geschehens. Er selbst war plötzlich zum Mittelpunkt eines grausamen Dramas geworden, Akteur in einem Horrorfilm, bei dem sich alles um ihn allein drehte.

»Lavinia, ich…« Lester del Roy streckte dabei seine Arme aus. Es war eine hilflose, bittende Geste, die andere sollte sie sehen, und der häßliche Wolfsschädel bewegte sich von einer Seite zur anderen.

Einen Moment später stellte Lester fest, daß diese Bestie auch reden konnte.

»Nein«, sagte sie. »Ich bin nicht Lavinia. Nicht mehr. Ich bin Lupina, die Königin der Wölfe.«

»Wölfe?«

»Ja, die Königin der Werwölfe. Ich bin das Wesen, dem sie gehorchen, gehorchen müssen, und ich werde auch dich in meinen Kreis einreihen. Ich habe lange auf dich gewartet, Lester!«

»Aber was soll…«

Lupina ließ den Mann nicht aussprechen. Sie bewegte sich vor. Ein schneller Schritt, lautlos geführt. Die Kleiderfetzen bewegten sich dabei wie Reste von Fahnen. Lester schaute in die gefährlichen Augen. Er wurde an kalte Sterne erinnert. Grausam schauten sie ihn an, und er las darin ein Versprechen.

Den Tod!

Er wich zurück, ging in die Nebelwand hinein und fühlte sich wie von Hunderten von Armen umfangen, die ihn aber nicht festhielten und schützten, sondern einfach hindurchgleiten ließen.

Lupina lachte. »Was läufst du weg, mein Freund? Wolltest du nicht immer bei mir sein? Hast du unter dem Tisch nicht versucht, mich zu berühren? Wolltest du nicht den körperlichen Kontakt? Ich habe nichts dagegen gehabt und habe es auch jetzt nicht. Im Gegenteil, ich will dich, nur dich, mein Lieber. Und ich werde dich bekommen, aber anders, als du es dir vorgestellt hast.«

Der Mann schluckte. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Lester geriet in ein seelisches Durcheinander. Sollte er glauben, was ihm diese Horror-Person da sagte? Nein, das war unmöglich, einfach unfaßbar, ein Mensch konnte sich doch nicht….

»Bleib stehen, Lester!« Knallhart kam die Aufforderung. »Du brauchst vor mir nicht wegzulaufen, ich werde dir nichts tun. Du wirst weiterleben und glücklich sein…«

»Darauf pfeife ich!« schrie der Mann. Endlich hatte er seine Angst und die Panik abgeschüttelt. Er wollte sich nicht mehr fertigmachen lassen. Ob Spaß oder Ernst, nicht auf diese Art und Weise, zudem konnte er sich seiner Haut wehren.

Sie sprang!

Es war ein blitzschnelles Abstoßen. Lupina wuchtete sich auf ihr Ziel zu, die Arme hielt sie vorgestreckt, und Lester, der zwar mit dem Angriff gerechnet hatte, wurde trotzdem von der Schnelligkeit überrascht.

Zur Seite kam er noch weg, nur schaffte er den Bogen nicht mehr ganz. Die Pranken des Tieres erwischten ihn noch an der Schulter.

Es war ein harter Schlag. Der Anzugstoff hatte dem nichts entgegenzusetzen.

Er wurde von den Krallen zerfetzt. Lester del Roy hörte das Reißen, sein Gesicht verzerrte sich, die Bewegung stoppte, und noch in der gleichen Sekunde verspürte er den Schmerz.

Scharf und bitter.

Da wurde ihm klar, daß die Krallen der Bestie bis auf seine Haut

gedrungen waren. Das konnte man nicht mehr als Spaß bezeichnen.

Im Gegenteil, es war blutiger Ernst, der Mann ahnte, daß er um sein Leben kämpfen mußte.

Mensch gegen Bestie?

Hatte er noch Chancen? Lester del Roy dachte optimistisch. Er war kein Schwächling, und er traute sich auch zu, einen Kampf durchzustehen. Ja, er wollte es sogar.

Keinen Sieg der Bestie!

Durch und austrainiert mußte Lester del Roy sein. Das verlangte sein Job. Schließlich hatte er die höchste Persönlichkeit des Staates zu schützen, die Queen. Und da mußte man schon etwas leisten.

Er schlug zu.

Diesmal nahm er die Handkante, und er bedauerte den Hieb nicht einmal, freute sich sogar, als er einen harten Treffer landen konnte, der einen Menschen sicherlich zu Boden geschickt hätte, nicht aber die verwandelte Frau.

Sie nahm den Schlag zwischen Schulter und Maul, zuckte zwar und torkelte auch zur Seite, aber sie hielt sich auf den Beinen und fuhr fauchend herum.

Angriff!

Lester sah den dunklen Körper aus der Nebelröhre kommen. Ein riesiges Monstrum, gefährlich und zerstörend.

Diesmal schlug er mit beiden Handkanten zu. Sie kamen links und rechts wie Sicheln. Abermals war das Wesen nicht zu verfehlen. Die Schläge schüttelten es durch, das Fauchen wurde böse, wütend, der Mann stand wie ein Baum, bis Lupina gegen ihn prallte.

Da merkte er, wie schwer sie geworden war und welch eine Wucht hinter dem Sprung lag.

Zwar spreizte er gedankenschnell seine Beine, um den Fall zu bremsen, doch die Werwölfin riß ihn einfach um.

Für den Mann wurde die Welt zu wirbelnden Schatten. Er knallte zu Boden, Lupina lag plötzlich auf ihm, und schon führte sie den nächsten Schlag.

Diesmal wurde Lester an der Brust getroffen.

In seiner Panik wußte er nicht mehr, was er unternehmen sollte. Er riß einfach den Mund auf und schrie. Vielleicht würde er Hilfe bekommen, doch der Nebel reagierte wie Watte. Er schluckte die Schreie des Mannes.

Und dann waren plötzlich die Zähne da.

Hart, spitz wie Messer. Sie schauten aus dem Ober- und Unterkiefer. Zerfetzten Kleidung, rissen sie auf wie Papier, fanden auch das Fleisch, ein Maul schloß sich, Lester verspürte den wilden Schmerz, der ihn zu zerreißen drohte, glaubte sein Blut zu sehen, und die Welt verschwand vor seinen Augen.

Der Nebel wurde rot.

Eine blutige Wand baute sich vor seinen Augen auf, die kaum noch durchlässig war, und hinter der Wand sah er die Bestie als einen gefährlichen Schatten, der sich schnell bewegte.

Lester del Roy wurde nicht bewußtlos. Irgendwie bekam er noch mit, daß nicht nur etwas außerhalb seines Körpers geschah, sondern auch innerhalb.

Ein gewaltiges Rauschen erfüllte ihn. Das Blut schien sich zu verwandeln, er hatte das Gefühl, als würde es kochen und stärker durch seine Adern fließen. Durch viel zu kleine Adern, die den Blutstrom nicht weiterleiten konnten.

Er wußte nicht, was mit ihm geschah, sah nur die schattenhaften Bewegungen hinter der roten Nebelwand und glaubte, schwere Pranken zu spüren.

Man wuchtete ihn hoch.

Auch das bekam er nur am Rande mit. Wie ein lebloses Bündel hing er über einer Schulterseite der Werwölfin, die mit ihrer Beute in das Grau des Nebels tauchte.

Und er sah auch nicht den Schatten der sich aus den wallenden Schwaden löste. Mit gewaltigen Sätzen hetzte er heran.

Luparo hatte seine Mutter gefunden…

***

Suko blieb abrupt stehen!

Schreie!

Ja, er hatte Schreie gehört. Dumpf, klagend, voller Schmerz.

Irgendwo vor oder hinter ihm mußte sich etwas ungeheim Grauenhaftes abspielen. Für den Chinesen war es deshalb so schlimm, weil er nichts sehen konnte. Keinem menschlichen Auge gelang es, diese wallenden Schwaden zu durchdringen. Sie deckten alles zu, schienen wie Leim in der Luft zu kleben, und Suko verfluchte die gesamte Situation, die ihn so unbeweglich machte.

Kalt lief es seinen Rücken hinab. Sein Atem ging keuchend. Er vermischte sich mit dem Nebel und stieß vor den Lippen in die Feuchtigkeit hinein.

Wo lauerte der Gegner?

Und wer hatte geschrien?

Ein Schatten!

Suko bemerkte ihn, als er schon fast an ihm vorbeigerannt war.

Wie ein dunkler Streifen war er, wie er wieder in den grauen Tunnel eintauchte und für den Inspektor unsichtbar wurde.

Weg – verschwunden…

Tief atmete der Chinese durch. Seine Hände zitterten, die Gesichtsmuskeln zuckten, die Augen starrten und die Blicke brannten

sich förmlich in den Nebel hinein.
Nichts zu sehen…
Aber Suko hatte sich genau gemerkt, wo der Schatten verschwunden war. Rechts von ihm war er eingetaucht, dort mußte er ein Ziel wissen, und Suko blieb auch nicht mehr stehen, sondern setzte sich ebenfalls in Bewegung.
Leider konnte er nicht so schnell laufen wie der Schatten. Er war ein Mensch, der andere ein Tier…
Allerdings besaß er einen Bezugspunkt. Das schwache Licht, das aus den Fenstern des Lokals drang. Ein unheimlich wirkender Schein, so seltsam fremd, wie überhaupt nicht dazu gehörend. Suko glaubte sich zu erinnern, daß der Schatten in die Richtung gehuscht war, wo er auch das Licht sah.
Dort mußte er hin.
Und er ging schneller. Er nahm jetzt keine Rücksicht mehr auf die graue Suppe, es war ihm egal, wie dicht sie lag. Suko wollte nur einen Sieg.
Seine Schritte waren kaum zu hören. Die Sohlen unter den Füßen dämpften die Geräusche, er selbst achtete auch darauf, daß sein Atem nicht gehört werden konnte, denn er wußte nicht, ob noch mehrere Gegner in der grauen, undurchdringlichen Suppe lauerten.
Auch Suko wurde zu einem Schatten, der durch den Nebel huschte. Er ging schnell, seine Augen brannten vom langen Starren. Zusammengekniffen waren seine Lippen, das Licht wurde etwas größer, und der Chinese erkannte gelbe, zerfasernde Ringe, die ihn an verschwommene Augen erinnerten.
Dann rutschte er aus.
Auf den Boden hatte er nicht achten können. Sein Schritt verwandelte sich in einen Spagat, er kam kaum dazu, das Gleichgewicht zu halten, ruderte mit den Armen und schaffte es soeben, sich noch auf den Beinen zu halten.
Er drehte sich um.
Automatisch fiel sein Blick dabei nach unten, weil er sehen wollte, was auf dem Boden lag und worauf er ausgerutscht war.
Ein dunkler Fleck. Durch seinen Schritt und die große Sohle in die Länge gezogen.
Der Chinese bückte sich. Er tauchte den Finger in die lange Lache ein, hob den Arm und führte die Fingerspitze dicht an seine Augen.
Sie zeigte einen feuchten, dunklen Fleck.
Bestimmt kein Teer oder Öl. Suko war sicher, daß Blut an seiner Fingerspitze klebte.
Menschenblut…
Ein Schauer lief über seinen Rücken, und er dachte mit Schrecken an das Drama, das sich hier unter den wallenden Nebelschleiern

abgespielt hatte…

***

Auch mir lief es kalt über den Rücken, als ich die Geräusche hörte, die aus den schattenhaft wirkenden, niedrigen Büschen drangen. Es waren grausame Laute, durch die grauen Schwaden seltsam verzerrt und gedämpft klingend, aber dennoch so deutlich zu vernehmen, daß mir klar wurde, welcher Vorgang sich da abspielte.

Jemand wurde zur Bestie!

Mein erster Gedankengang war schon richtig gewesen. Ich warf noch einen Blick auf den Toten.

Von ihm drohte keine Gefahr mehr. Er würde sich nicht mehr erheben und als Werwolf durch den Nebel irren, dieser Mann war erledigt, aber der andere, der, den ich nicht sah, er konnte plötzlich als Bestie aus den Büschen stürmen und mich angreifen.

Kein angenehmer Gedanke, der mich da erfaßt hatte, und das Keuchen, Schmatzen und Würgen trug auch nicht gerade dazu bei, meine Stimmung aufzulockern.

Die Gefahr wuchs.

Noch lauerte er. Aber wenn die Verwandlung abgeschlossen war, dann würde er mich, den Menschen, und gleichzeitig das Opfer schon riechen, dessen war ich mir sicher.

Es war schwer, die ungefähre Richtung zu bestimmen, aus der die Geräusche klangen. Der Nebel verzerrte alles, mir war nur klar, daß sie vor mir entstanden, und ich setzte mich auch in diese Richtung hin in Bewegung.

Schritt für Schritt schlich ich voran. Hinter mir verschwammen die Umrisse des Rolls noch mehr, bis sie schließlich nicht mehr zu sehen waren.

Das Knurren nahm an Stärke zu.

Es wurde zu einer Drohung, einer Warnung, sich nicht mehr weiter zu nähern.

Ich hielt noch immer die Beretta fest. Natürlich hätte ich aufs Geradewohl in den Nebel hineinfeuern können, aber das wollte ich nicht. Keine Treffer dem Zufall überlassen, sondern selbst etwas erreichen.

Meine Schritte waren so gut wie nicht zu hören. Dennoch ging ich davon aus, daß mich der Werwolf bemerkte. Wenn er mich vielleicht nicht sah, dann witterte er mich.

Auch ich starrte in den Nebel. Ich suchte nach Anzeichen, nach einem Augenpaar, das kalt, gelb und tödlich wie zwei verwaschen wirkende Sterne zu sehen war.

Als mich die Arme der Büsche fast berührten, blieb ich stehen. Ich spürte in Höhe der Knie einen Druck gegen den Stoff der Hose. Es

waren die feuchten, kahlen Zweige des den Parkplatz abtrennenden Buschs, die mich berührten.

War er noch da?

Ja, er steckte weiterhin vor mir und hielt sich in Deckung. Aber ich vernahm die Laute, das schwere Hecheln, vermischt mit einem bösen Knurren.

Er lauerte…

Und er sprang!

Ein gewaltiger Satz brachte ihn über die Büsche hinweg. Mit einem Teil des Körpers streifte er noch die harten Zweige, ich hörte ihr Brechen und zog den Kopf ein, während ich mich gleichzeitig zur Seite warf, um eine bessere Schußposition zu bekommen.

Neben mir klatschte die Bestie zu Boden.

Ich kreiselte herum.

Wir befanden uns jetzt so nahe voreinander, daß wir uns trotz des Nebels erkennen konnten.

Ein Mensch war in den letzten Minuten zum Werwolf geworden, doch die Verwandlung war noch nicht völlig abgeschlossen. Er befand sich in einem Übergangsstadium, wobei die Bestie in ihm stärker zum Durchbruch gekommen war, das hatte auch der plötzliche Angriff auf mich bewiesen. Von seinem menschlichen Kopf war kaum etwas zu erkennen. Überall sproß bereits das Fell. Lange, weiche Haare, die aus den Wangen drangen und sich im schwachen Wind bewegten.

Auch das Kinn und die Nase waren längst weiter vorgeschoben.

Sie hatten sich zur Wolfsschnauze entwickelt. Die Zähne der Bestie waren um das Doppelte gewachsen. An ihren Enden liefen sie spitz zu.

Ein gefährliches Wesen, das sich in einem mordgierigen Zwischenstadium befand.

Anscheinend wußte es nicht, was es machen sollte. Noch war es mit sich selbst und der grauenhaften Metamorphose beschäftigt, und es starrte auf seine Hände, wo bereits auch das Fell aus der Haut wuchs und zu einem dunklen Film wurde.

Der Werwolf entwickelte sich.

Und er würde töten!

Ich hob die Waffe. Genau zielte ich zwischen seine Augen. Er durfte mir nicht mehr entkommen, meine Lippen preßten sich hart zusammen, der Finger umklammerte den Drücker, ich schaltete sämtliche Gefühle aus, und als sich der Werwolf zum Sprung duckte, um mich von den Beinen zu reißen, da feuerte ich.

Der Nebel verschluckte die fahle Mündungsflamme vor meiner Waffe. Sie war kaum zu sehen, aber ich bekam mit, wie die Kugel in den Schädel des Werwolfes hieb und die Bestie zerstörte.

Es war auch mir nicht leichtgefallen, einfach abzudrücken, aber ich kannte keine andere Möglichkeit, dieses Wesen aus dem Weg zu

räumen, damit es nicht zu einer Gefahr für die anderen Menschen wurde.

Der Tod mußte sein!

Ein Zucken ging durch den Leib. In den letzten Sekunden seiner Existenz riß das Tier noch einmal sein Maul auf. Ein nervenzerfetzendes Heulen und Jaulen drang aus dem Maul, voller Qualen, grausam und vergehend, denn gegen das geweihte Silber besaß die Bestie nicht die Spur einer Chance.

Der mit Fell bedeckte Körper fiel zusammen. Zuckend drehte er sich auf dem kalten feuchten Boden, und der Nebel legte sich wie ein grauer Schleier über ihn, wobei er seinen Todeskampf gnädig umhüllte.

Ich stand da und hatte den rechten Arm nach unten hängen lassen.

Die Mündung der Waffe wies zu Boden. Wohl war mir nicht. Ich hatte töten müssen, weil ich um Minuten zu spät gekommen war.

Und zwei Menschen befanden sich nicht mehr unter den Lebenden.

Obwohl es mich eine innere Überwindung kostete, kniete ich neben dem Werwolf nieder. Eine Gesichtshälfte war von meiner Kugel zerstört worden, die andere wurde wieder normal. Das Fell verschwand dort ebenso wie am übrigen Körper, und vor mir lag ein normaler, wenn auch toter Mensch.

Er war erlöst worden.

Doch seine eigentlichen Mörder hatten im Schutze der Nacht und des Nebels das Weite gesucht.

Was hatte ich für Anhaltspunkte? Okay, ich wußte, daß wahrscheinlich Luparo im Innern des Rolls gesessen hatte. Da er keinen Wagen steuern konnte, mußte er einen Chauffeur gehabt haben. Es kam nur eine Person in Betracht.

Lupina!

Das hatte auch der Spitzel erklärt. Lupina mischte wieder kräftig mit. Und der Rolls Royce gehörte dem Mafia-Capo Logan Costello.

Es mußte wieder eine Verbindung zwischen ihm und Lupina geben.

Das hatte auch nach dem Tod des Solo Morasso nicht aufgehört.

Mir fiel Suko ein. Himmel, wo mochte der Inspektor stecken?

Hatte er sich im Nebel verirrt? Kaum, dazu war das Gelände zu sehr begrenzt. Außerdem mußte er die Schüsse gehört haben, ich rechnete damit, daß er bald kommen würde.

Inzwischen wollte ich von meinem Bentley aus die Mordkommission alarmieren.

Kaum hatte ich mich in Bewegung gesetzt, als ich aus dem Nebel heraus dumpfe Schritte hörte. Sofort nahm ich eine angespannte Haltung ein. Es konnte auch ein Feind sein. Vorsichtig ging ich hinter der Kühlerschnauze des Bentley in Deckung.

Ein Schatten erschien rechts von mir, wurde deutlicher, und ich

konnte aufatmen.
Es war kein Feind, sondern Suko.
Ich löste mich aus der Deckung, stellte mich hin und winkte. »He, hier bin ich.«
Suko stoppte, drehte sich um, sah mich und kam näher. Wir trafen uns neben der offenstehenden Tür des Luxuswagens.
Der Chinese sah nicht nur mich, sondern auch die beiden schattenhaften Gestalten am Boden. »Tot?« fragte er.
»Leider.«
»Hast du sie…?«
»Nein, nur einen. Den anderen hat Luparo auf dem Gewissen. Er hat ihn nicht zum Werwolf gemacht, sondern ihn getötet.« Ich berichtete Suko, wie sich die Geschichte abgespielt hatte. Was zuvor geschehen war, darüber konnten wir beide nur Vermutungen anstellen, die einer Wahrheit jedoch ziemlich nahekamen, dessen waren wir uns sicher.
»Eigentlich wollte ich die Mordkommission anrufen«, erklärte ich meinem Freund.
»Laß dich nicht aufhalten, John. Die Kollegen werden sich freuen. Nebeleinsatz – toll.«
»Mich fragt auch keiner.« Als ich die Worte gesagt hatte, stand ich schon am Bentley und tauchte hinein.
Natürlich regten sich die Kollegen auf. Ich bekam sogar Chiefsuperintendent Fullbright an die Strippe, einen hohen Polizeibeamten, der sich bei der Mordkommission herumtrieb.
Als er hörte, wer da etwas meldete, bekam er fast einen Anfall und begann zu fluchen.
»Tut mir leid, Sir, aber es muß nun mal sein. Könnten Sie Ihren Leuten sagen, daß sie kommen?«
»Ja, verdammt, ja. Ich werde mich mit Sir James über den Fall unterhalten…«
»Der hat auch keinen Einfluß auf gewisse Arten von Wesen, mit denen wir es zu tun haben. Unsere Gegner halten sich eben nicht an die Regeln, sorry.« Damit legte ich auf.
Das war geschafft.
Suko wartete auf mich. »Sauer?« fragte er.
»Angesäuert. Ich habe mit dem alten Fullbright gesprochen.«
»Ach je.« Auch Suko kannte ihn. Er wußte, daß der Chiefsuperintendent nicht viel von uns hielt. Zudem hatte er sich geärgert, daß Sir James damals geadelt worden war und er nicht.
Wir vergaßen den Mann. Ich klopfte mir eine Zigarette aus der Packung, zündete das Stäbchen an und blies den Rauch in den Nebel, mit dem er sich schnell verquirlte.
»Was können Lupina und ihr Sohn vorhaben?« Suko stellte die Frage und traf den Nagel damit genau auf den Kopf.

»Daran denke ich auch die ganze Zeit. Die beiden können London zu einem Tollhaus machen.«

»Vielleicht steht der Plan mit Costello in Verbindung?«

Ich nickte. »Da werden wir auch den Hebel ansetzen.«

»Sollen wir zu ihm?«

»Klar.«

Suko lachte leise. »Costello wird sich freuen.« Es war natürlich gegenteilig gemeint. Der Mafioso Logan Costello und wir paßten nicht zusammen. Wir waren wie Feuer und Wasser. Costello wußte, daß wir ihm auf den Fersen waren und immer versuchten, ihm etwas zu beweisen. Bisher war es weder uns noch anderen Kollegen gelungen. Logan Costello führte die alte sizilianische Tradition der Mafia in London fort. Die sogenannte Ehrenwerte Gesellschaft hatte in der Millionenstadt an der Themse einen hervorragenden Stützpunkt.

Ich trat die Zigarette aus und telefonierte abermals. Diesmal mit Sir James.

Er wußte schon Bescheid, denn Fullbright hatte ihn angerufen.

Mein Chef lachte. »Ich gönne dem alten Rauhbein mal ein bißchen Arbeit. Das schadet ihm überhaupt nichts.«

Damit hatten wir Rückendeckung.

Natürlich blieben wir nicht allein auf dem Parkplatz. Hin und wieder sahen wir die schattenhaften Gestalten der Restaurantgäste, die kamen, um ihre Fahrzeuge abzuholen.

Uns aber beschäftigte nur eine Frage: Was hatten Lupina und Luparo im Sinn?

***

Der Schwarzwolf hielt sich eng bei seiner Mutter. Auf seinen vier Pfoten tappte er neben Lupina her. Manchmal drückte er seinen Körper auch an sie, denn er wollte immer in ihrer Nähe bleiben. Das Maul hatte er geöffnet, das Blut abgeleckt, jetzt hing nur noch die lange Zunge aus der klaffenden Öffnung.

Lupina hetzte durch den dichten Nebel. Im Gegensatz zu vielen Menschen konnte sie besser sehen. Ihr Opfer hatte sie über die Schulter geworfen. Es lag dort wie eine gewaltige Last, doch Lupina machte es nichts aus, den Diener zu tragen. An den Geräuschen, die er hin und wieder ausstieß, erkannte sie, daß er sich längst in die Bestie verwandelt hatte. Er war zu einem Werwolf und damit auch zu ihrem Diener geworden, und sie konnte ihn für ihre Zwecke einsetzen. Der Vorgang hatte reibungslos geklappt.

Immer dichter wurde der Nebel. Die Horror-Kulisse war für Lupina und ihren Sohn wie geschaffen. Gespenstisch leuchteten vereinzelt stehende Lampen. Sie schienen in der Luft zu schweben, von den Laternenpfosten war nichts zu sehen.

Die beiden hatten eine Straße erreicht. Dort blieben sie für einen Moment stehen. Lupina mußte sich erst orientieren. Sie wollte sich nicht zu weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernen, und das war der große Green Park, eine Oase für Touristen, denn genau dort, wo Green und St. James's Park ineinanderliefen, befand sich auch der Buckingham-Palast in der Nähe, die Arbeitsstätte des mutierten Menschen Lester del Roy.

Sie huschten über eine Straße. Autos fuhren. Geisterhaft anzusehen, wenn sie sich näherschoben. Dies geschah lautlos, denn die dicke, graue Wand verschluckte die Geräusche. Und die Fahrer sahen von Lupina, ihrem Sohn und Lester del Roy so gut wie nichts. Auf jeden Fall hätten sie nie erkannt, um wen es sich handelte.

Nachts sind alle Katzen grau. Besonders noch bei Nebel. Dieses Sprichwort traf bei den Wesen genau zu.

Eine heftige Bewegung des ehemaligen Menschen ließ selbst Lupina zusammenzucken.

Sie blieb stehen. Sofort verhielt auch Schwarzwolf seinen Schritt.

Er legte sich zu Boden nieder, bewegte den Kopf und sicherte nach allen Seiten. Seine gelben Raubtieraugen nahmen alles wahr. Zudem konnte er die Gefahr riechen.

»Was hast du?« fragte Lupina.

Als Antwort bekam sie ein Schütteln. Für sie ein Zeichen, daß Lester von ihrer Schulter wollte.

Sie ließ ihn abrutschen, del Roy stand auf beiden Füßen und stieß ein drohendes Knurren aus.

Lupina lachte. Ihr Sohn beobachtete den neuen Artgenossen kaum.

Er mußte die Umgebung im Auge behalten.

»Nun?« fragte Lupina, »wie fühlst du dich?«

Der Werwolf schüttelte den Kopf. Er konnte als Bestie nicht sprechen und mußte sich anderweitig bemerkbar machen.

Lupina verstand ihn auch. Sie nickte, bevor sie sagte: »Ja, ich weiß, du brauchst Opfer. Die sollst du auch bekommen…«

Kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, als der Werwolf auch schon im Nebel verschwand, und das paßte Lupina nicht. Er mußte ihr gehorchen, sie würde ihm sagen, was er zu tun und zu lassen hatte. Ein scharfer Fauchlaut drang aus ihrem Maul. Sogar Luparo reagierte, denn er richtete sich auf.

Besaß sie Macht über ihren neuen Diener? Es würde sich in den nächsten Sekunden zeigen!

Lester del Roy gehorchte. Zuerst war nur ein Schlurfen zu hören, danach Schritte, die im Nebel tappten, und einen Moment später erschien die Horrorgestalt, umflort von den langen, sich drehenden Nebelschwaden. Vor Lupina blieb er stehen.

»Du gehorchst mir!« fauchte ihm die Königin der Wölfe entgegen.

»Jeder Werwolf auf dieser Erde hat mir zu gehorchen. Begreifst du das endlich, Lester?«

Del Roy hob die Schultern und bewegte seinen Kopf nach vorn. Es sah schaurig aus, wie er aus dem Kragen hochwuchs. Der widerliche, pelzige, haarige Schädel mit der vorgeschobenen Schnauze, vor der blasser Geifer sprühte.

Lupina, die wieder ein normales Menschengesicht zeigte und nur den Körper eines Wolfs besaß, gestattete sich ein Lächeln. »Ich kann dich verstehen, du willst töten, du brauchst es, aber es sind keine Menschen da. Noch nicht.«

Del Roy drehte sich auf dem Absatz, fiel in die Hocke, reckte seinen Kopf gegen den Himmel und begann zu jaulen. Aus seinem Maul drangen schreckliche Töne. Es war ein wildes, klagendes Geräusch, das schließlich von den wallenden Schleiern und Wolken verschluckt wurde. Unwillig drehte der Wolf seinen Kopf, die Augen leuchteten, er suchte ein Opfer, er wollte seinen Trieb stillen.

Und Lupina wußte, daß sie ihn nicht lange hinhalten konnte. Sie kannte sich schließlich am besten mit den Wölfen aus. Wenn sie ihm jetzt nicht zustimmte, dann würde er seine eigentliche Aufgabe kaum exakt erledigen können.

Aber konnte sie ihn allein gehen lassen? War es nicht zu gefährlich, ihn außer Kontrolle zu lassen?

Ja, es war riskant. Bis zum anderen Abend mußte sie ihn unbedingt unter ihrer Kontrolle behalten. Was dann geschah, das war allein seine Sache.

Schließlich bewegte sie ihren Kopf. Es sollte ein Nicken andeuten.

»Es ist gut, Lester«, flüsterte sie. »Du wirst dein Opfer bekommen. Wir gehen es gemeinsam suchen…«

Da jaulte der Werwolf vor Freude, und Luparo drückte seinen geschmeidigen Körper langsam in die Höhe…

***

Bei Leuten wie Logan Costello nahmen wir keine Rücksicht, ob es Tag oder Nacht war. Er kannte dies auch nicht, wenn er rücksichtslos seine verbrecherischen Pläne durchführte.

Nach der Vernichtung des Solo Morasso hatten wir geglaubt, daß die Position des Logan Costello geschwächt sein würde. Diese Hoffnung hatte sich leider nicht erfüllt. Zwar hielt er sich ein wenig zurück, aber er mußte sich den neuen Gegebenheiten und vor allen Dingen der neuen Führung der Mordliga angepaßt haben.

Und das bedeutete nichts anderes, als daß er Lady X treu zur Seite stand.

Sie hatte ja das Erbe des Morasso fortgeführt, und dies mit aller Konsequenz. Auch besaß sie den leicht zu manipulierenden Würfel des

Unheils, den ich so gern gehabt hätte. Bisher jedoch war es mir nicht mehr gelungen, ihn zu bekommen.

Diese Gedanken strömten mir durch den Kopf, als wir wieder durch die dicke Suppe fuhren. Auch Nebelscheinwerfer nutzten da nicht mehr viel. Zum Glück hatte der Verkehr sehr stark nachgelassen. Er war auf ein Minimum beschränkt worden. Wer nicht unbedingt mußte, der ließ seinen Wagen zuhause.

Wir mußten Costello finden.

Sir James hatte sich eingeschaltet. Er wollte herausfinden lassen, wo sich der Mafioso verkrochen hatte, um uns dann Bescheid zu geben. Wir kannten aus Erfahrung, daß Costello sich oftmals nachts in seine Clubs zurückzog, von denen er einige kontrollierte. Das waren Nachtlokale, die einen guten Gewinn abwarfen und hinter deren Kulissen es nicht immer sauber zuging, aber man konnte ihm nichts nachweisen. Costello achtete streng darauf, daß nach außen alles korrekt blieb. Kein Mädchen unter 18 Jahren arbeitete bei ihm. Was er allerdings heimlich in den Orient oder nach Südamerika verkaufte, war wesentlich jünger. Auch das nahmen wir nur an, einen Beweis hatten wir noch nicht.

Die meisten seiner Lokale lagen natürlich in Soho. Zwar hatte er sich auch im vornehmen Londoner Westend etabliert, es gab da sogenannte Swinger-Clubs, doch Costello selbst ließ sich dort kaum blicken.

Wir wollten auch nicht aus Soho heraus, fuhren einen Parkplatz an und warteten. Mit den Leuten der Mordkommission waren wir klar gekommen. Wenn noch Fragen auftauchten, würde man uns Bescheid geben.

Suko und ich warteten darauf, daß sich das Telefon meldete.

Kaum hatte ich den Motor abgestellt, als ich bereits zum Hörer greifen konnte. Sir James war es. Und er hatte eine Erfolgsmeldung.

»Wir haben ihn«, sagte er. »Logan Costello befindet sich in einem Massage-Club.«

»Wo?«

»In Soho!«

Frage und Antwort reimten sich sogar, ich lächelte. Dann bekamen wir die genaue Anschrift.

Es war nicht einmal weit von uns. Ich erkundigte mich auch nach dem Leumund des Clubs.

»Offiziell medizinisch, aber daran glaubt keiner.«

»All right, dann wollen wir Costello mal einen Besuch abstatten und ihm ein wenig auf die Zehen treten.«

»Geben Sie acht. Seine Leibwache schläft nicht.«

»Wir auch nicht, Sir.«

Suko rieb sich die Hände. »Wenn die Burschen frech werden, schüttle ich sie durcheinander. Ich habe lange keine richtige Rauferei mehr

gehabt. Sich immer nur mit Dämonen herumzuschlagen, frustriert.«

»Du hast vielleicht Sorgen.« Ich wußte, daß mein Freund es nicht so meinte. Was er da produzierte, war Schau. Tatsächlich war Suko ein sehr friedlicher Mensch.

Es wurde trotz alledem eine große Sucherei. Costello hatte den Ort gut gewählt, er lag in einer schmalen Seitenstraße und zudem in einem Haus, das zur Straße hin sehr schmal wirkte, sich jedoch nach hinten weit öffnete.

Vor dem Haus brannten zwei Laternen. Das Licht drang nicht einmal bis zur Fassade.

Ich fand einen Parkplatz, wir stiegen aus und schritten auf die Eingangstür zu.

Sie war heller gestrichen, das sahen wir trotz der dicken Nebelsuppe. In der Tür gab es ein Guckloch. Er wirkte auf uns wie ein künstliches Auge.

Auch eine Klingel entdeckte ich. Ich legte meinen Daumen auf den Knopf, hörte allerdings nichts. Dafür erklang kurz darauf eine blechern klingende Lautsprecherstimme. Eine Frau sprach.

»Was möchten Sie, Sir?«

»In den Club.«

Lachen. Sehr unecht. »Sind Sie Mitglied?«

Mir lag ja die alte Witzantwort auf der Zunge, doch ich dachte an die Gefahr, die uns umgab und auch an Logan Costello, deshalb erwiderte ich. »Nein, wir sind keine Mitglieder.«

»Dann tut es mir leid…«

»Scotland Yard!« Diesmal klang meine Stimme härter. »Sie *werden* uns hereinlassen, oder wollen Sie, daß hier die Polizei auftaucht und alles auf den Kopf stellt?«

»Nein, nein, natürlich nicht. Obwohl wir nichts zu verbergen haben. Bitte, kommen Sie.«

Die Tür wurde aufgedrückt, wir hatten freien Zugang und sahen endlich die Frau, der die Stimme gehörte. Sie machte tatsächlich einen soliden Eindruck, war um die 40, das rötlichbraune Haar wurde von blonden Strähnen gespalten, und die gesamte Fülle fiel fast bis auf die Schultern. Die Frau trug die Kleidung eines Bademeisters. Eine weiße Leinenhose und einen hüftlangen Kittel.

»Darf ich Ihre Legitimation sehen?« erkundigte sie sich freundlich.

Die zeigten wir ihr.

Es roch schon nach Sauna und Massage. Der Geruch von Öl und Parfüm schwängerte die Luft. Die Einrichtung war sachlich und nüchtern. Es gab eine Kasse und eine Garderobe.

»Und womit kann ich Ihnen dienen?« wurden wir gefragt.

»Ich weiß nicht, ob Sie es können«, erklärte ich. »Wir möchten zu Mr. Costello.«

»O, ich weiß nicht…«
»Erzählen Sie keine Märchen«, erwiderte ich. »Wir wissen, daß Mr. Costello hier ist.«
Sie senkte den Blick, hob die Schultern und meinte: »Dann folgen Sie mir bitte.«
In die Schwitzräume führte sie uns nicht, sondern in eine kleine Bar. Der Boden dort war mit hellem Marmor ausgekleidet. Strahler spendeten Licht, und auf der fast weißen Erde standen die kleinen Sessel mit den roten Bezügen.
Wir sahen auch Mädchen. Sie bedienten und waren normal gekleidet. Nichts machte einen halbweltartigen Eindruck, und es wäre auch alles normal in der halb gefüllten Bar gewesen, wenn ich nicht Logan Costello entdeckt hätte.
Er saß eingeklemmt zwischen zweien seiner Leibwächter. Dunkelhaarige Typen mit kantigen Gesichtern. Ich wußte, daß Costello sie zumeist aus Italien kommen ließ. Die Kerle, die er in London gefunden hätte, wären der Polizei zu gut bekannt gewesen.
Der Mafioso bekam fast tellergroße Augen, als er uns sah. Damit hatte er nicht gerechnet. Irgendwie erinnerte er mich immer an Dr. Tod. Seine Gesichtszüge zeigten einen ebenso rücksichtslosen Ausdruck, die Augen blickten kalt und gnadenlos, das Kinn glich einem Fels. Er trug einen blauen Anzug und eine schmale Krawatte.
Auch seine Leibwächter hatten die Reaktion ihres Herrn und Meisters bemerkt. Sie erhoben sich gleichzeitig wie Marionetten, und ihre Hände näherten sich den Jackettausschnitten.
Costello sprach hastig auf sie ein, so schnell, daß ich kein Wort verstand.
Die Leibwächter zogen sich zurück. Sie verließen den Tisch, bauten sich an der kleinen Bar auf, ohne uns allerdings aus den Augen zu lassen.
»Sinclair und Suko. Was verschafft mir die unverdiente Ehre, meine Herren?«
»Ob es eine Ehre ist, weiß ich nicht«, erwiderte ich, »auf jeden Fall haben wir uns Mühe gegeben, Sie zu finden.«
»Und das bei dem Wetter«, warf Suko ein.
»Finde ich gut.« Costello grinste dünn. »Womit kann ich Ihnen helfen? Ist mal wieder jemand verschwunden? Wie damals Ihre Sekretärin, Sinclair?«[2]
»Nein, aber ich will von Ihnen etwas wissen.«
»Nur zu.« Er lehnte sich zurück und griff zu seinem Weinglas, aus dem er einen Schluck nahm.
»Es geht um Ihren Wagen, den Rolls Royce.«
Sein Lachen unterbrach mich. Hastig stellte er das Glas ab. »Seit wann kümmert sich Scotland Yard um gestohlene Autos? Ich finde es

ja großartig, daß sich die Polizei so eine Mühe gibt, und Sie steigen gewiß in meiner Hochachtung…«

»Was soll das Gerede, Costello?«

Er lachte wieder und schlug sich auf die Schenkel. Ich sah an seinen Fingern Ringe blitzen. »Sinclair, Sie überraschen mich immer wieder. Ehrlich…«

»Kommen Sie zur Sache.«

Er beugte sich vor, hob dabei den Kopf, der rot angelaufen war, und er erinnerte mich an einen aufgeblasenen Ochsenfrosch. »Ich kann über Sie wirklich nur lachen. Den Wagen, den Rolls, habe ich schon längst als gestohlen gemeldet. Daß Sie ihn gefunden haben und mir persönlich die gute Nachricht überbringen wollen, finde ich toll. Wissen Sie, ich hänge nämlich sehr an dem Fahrzeug…«

»Von dem Auto haben wir nichts erwähnt«, sagte Suko.

»Geht es nicht um den Rolls?« Es war eine hämische Frage. Costello konnte sie sich ohne weiteres erlauben, denn er saß tatsächlich mal wieder am längeren Drücker. Irgendwie mußte er es geahnt haben, daß die Sache mit seinem Wagen nicht gutging, und er hatte ihn sicherheitshalber als gestohlen gemeldet. Die alten, aber sehr wirkungsvollen Tricks, das mußten wir zugeben.

»Bei diesem Wetter so schnell einen Gegenstand zu finden, das ist wirklich eine Leistung«, erklärte er. »Ich hätte sie der Polizei gar nicht zugetraut. Alle Achtung. Darauf möchte ich Ihnen gern ein Glas ausgeben, meine Herren.«

»Danke, wir verzichten«, sagte Suko. Er sprach damit in meinem Sinne.

Costello hob die Schultern. Bei der nächsten Frage wechselte er seinen Tonfall. Er wurde ein wenig lauernd. »Haben Sie auch den hinterhältigen Dieb fassen können?«

Ich wollte ihn nicht belügen, er hätte es sowieso herausgefunden, deshalb sagte ich die Wahrheit. »Nein, Mr. Costello, den Dieb haben wir noch nicht.«

»O, das tut mir leid.« Wieder zog das alte Lächeln sein Gesicht in die Breite. Er fühlte sich wie ein Pascha, und wir kamen uns als Verlierer vor.

»Ist sonst noch etwas?«

Ich lächelte auch, obwohl es mir schwerfiel. »Nein, Costello, es ist nichts mehr.«

»Dann habe ich mich über Ihren Besuch gefreut, Gentlemen. Ich danke Ihnen sehr.«

Ich hatte noch etwas auf dem Herzen. »Diesmal hat der Trick geklappt, Costello, aber ich bin sicher, daß Sie nicht immer mit einem blauen Auge davonkommen. Überreizen Sie Ihre Karten nicht, sonst können wir uns die Hände reiben…«

Nach diesen Worten machten wir kehrt und gingen. Draußen schüttelte Suko den Kopf. »Wenn ich den sehe, muß ich immer an mich halten, um ihm nicht seinen Schädel zurechtzusetzen. Was dieser Hundesohn alles auf dem Gewissen hat, wieviel Leid, Tränen und Elend auf sein Konto gehen…«

Ich winkte ab. »Hör auf, Suko, es hat keinen Sinn! Wir können ihm nichts beweisen. Es gibt ihn, und damit haben wir uns leider abzufinden. So schlimm dies auch ist.«

»Sprechen wir von Lupina. Was wird sie vorhaben?«

Ich war an der Fahrerseite des Bentley stehengeblieben und schaute Suko über das Autodach hinweg an. »Keine Ahnung, aber etwas Gutes kann es nicht sein. Ich schätze sogar, daß irgendwie ein großes Ding laufen wird. Hinzu kommt der Nebel, der ja für sie wie ein schützender Mantel wirkt. Wir sehen auf jeden Fall nicht gut aus.«

»Noch nicht«, erwiderte Suko voller Optimismus, und Zuversicht konnten wir beide wirklich gebrauchen, gerade nach einem Besuch wie dem, der hinter uns lag.

***

Noch immer spürte Jill McCormick das Brennen auf beiden Wangen. Ihr Mann hatte sie geschlagen.

Wieder einmal…

Betrunken war er nach Hause gekommen. Er hatte Spätschicht gehabt, von 14 Uhr bis in den späten Abend hinein. Daß er als Kellner arbeitete, war ja nicht schlimm, aber das Lokal, in dem er die Gäste bedienen mußte, konnte man als unter dem Strich bezeichnen.

Es war eine Kaschemme, dementsprechend war das Publikum. Er hatte zusammen mit den Gästen getrunken, dann hatte es Streit gegeben, und er war zusammengeschlagen worden. Mit aufgeschlagener Lippe und leicht blau schimmerndem Auge hatte er schließlich vor seiner Frau gestanden. Als sie ihn fragte, was passiert war, da drehte er durch und ließ seine angestauten Aggressionen an ihr ab.

Das zweite Mal innerhalb einer Woche, daß Jill dies durchmachen mußte. Sie konnte einfach nicht mehr. Die nervliche Belastung war zu groß gewesen, und sie war einfach losgerannt, hatte das Haus verlassen, ohne sich einen Mantel überzuziehen und war hineingelaufen in die kalte Nebelnacht.

Sie wohnten in Soho. In einem Hinterhaus lebten sie in zwei Zimmern. Umrahmt von schlimmen Existenzen – Ganoven und Arbeitsscheuen. Jill war erst 24, aber das harte Leben hatte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Sie sah aus wie über 30, nur ihre Figur, die konnte sich noch sehen lassen, und manchmal, wenn das Geld überhaupt nicht reichte, was ihr Mann ihr auf den Tisch legte – das

meiste vertrank er selbst –, dann ging sie in die City von London und verdiente sich mit ihrem Körper ein paar Scheine nebenbei.

Geschäftsleute wußten eben ihren Körper zu schätzen.

Sie rannte.

Automatisch bewegte Jill die Beine. Sie wußte auch nicht, wohin sie lief, im Prinzip war es ihr egal, sie wollte nur weg von ihrem Mann.

Der Nebel und die Tränen hatten einen feuchten Film auf ihre Haut gelegt, ihr Gesicht war verzerrt, das braune Haar flatterte strähnig um ihren Kopf, und sie lief weiter, ohne darauf zu achten, daß sie Straßen überquerte, die auch noch befahren waren.

Manchmal huschte sie dicht vor den Kühlerschnauzen der Wagen her, sie hörte auch das seltsam dumpf klingende Hupen, nahm die Geräusche jedoch kaum wahr.

Jill McCormick hatte andere Sorgen.

Sie merkte überhaupt nicht, daß sie die Straße verlassen hatte und über weichen Rasen lief. Jill hatte einen kleinen Park erreicht. Von den Bäumen war nur etwas zu ahnen, dunkle, gefährlich aussehende Wesen, die innerhalb des grauen Nebels einen drohenden Eindruck machten.

Aber ihre Schritte wurden langsamer. Das schnelle Rennen hatte sie ungemein viel Kraft gekostet, sie kam einfach nicht mehr richtig von der Stelle, die Füße schleiften über den Boden, der Kopf fiel nach vorn, der Atem drang hektisch aus ihrem weit geöffneten Mund, und aus den Augen stürzten wieder die Tränen.

Dann sah sie das Licht.

Ein schwebender, heller Kopf im. Grau des Nebels. Unheimlich anzusehen, geisterhaft, und als sie näherkam, sah sie an ihrer rechten Seite einen langen Schatten, der vor ihr innerhalb der Nebelsuppe verschwand. Automatisch tastete sie nach dem Schatten und spürte unter ihren Fingern das kalte feuchte Gestein.

Das Licht in der Luft wurde klarer. Ein Beweis, daß sie die Laterne erreicht hatte. Jill legte den Kopf in den Nacken, holte tief Luft und starrte in die Höhe.

Gelblich schimmernde Schwaden umwallten die Laterne, die sich nicht aus einer, sondern aus drei Leuchten zusammensetzte. Sie bestanden aus Glas und besaßen an ihrem Kopfteil einen metallenen Aufsatz.

Irgendwie gab ihr das Licht eine gewisse Geborgenheit. Sie wußte selbst nicht, wie das kam, aber sie fühlte sich ein wenig wohler, obwohl sie noch immer erschöpft war und das Herz hart in ihrer Brust klopfte. Auch der Magen schien gewandert zu sein. Jill hatte das Gefühl, als müßte sie sich jeden Moment übergeben.

Eine Hand hielt sie um den Laternenpfahl geklammert, der andere Arm schlenkerte hin und her. Trotz der Kälte und des dünnen Kleides,

das sie trug, war sie geschwitzt, doch der nasse Film auf ihrer Haut kühlte sehr schnell ab, und Jill begann zu frieren.

Es mündete in einem Zittern. Jill stand da und klapperte mit den Zähnen.

Und sie hatte Angst!

Im Augenblick brauchte sie sich nicht zu fürchten. McCormick war, nachdem er sie geschlagen hatte, wie ein Stück Holz auf das alte Bett gefallen und eingeschlafen. Sie hatte schon daran gedacht, ihm den Schädel einzuschlagen, damit die Qual endlich vorbei war, aber sich zu so etwas zu überwinden, besaß sie nicht die Kraft. Sie rächte sich an ihrem Mann, wenn sie ihn betrog. Das gab ihr dann ein wenig Genugtuung.

Für eine Weile hörte sie nur ihren eigenen Atem. Auch der beruhigte sich wieder, und als er so ziemlich normal geworden war, gelang es ihr auch, sich wieder auf die Geräusche in ihrer unmittelbaren Umgebung zu konzentrieren.

Und da hörte sie etwas.

Schritte!

Dumpf klangen sie im Nebel. Was sie sonst nicht einmal erschreckt hätte, bekam hier einen unheimlichen und gefährlichen Beigeschmack. Einer Täuschung war Jill nicht erlegen. Sie hatte sich wieder so weit konzentrieren können, daß es tatsächlich Schritte waren, die da an ihr Ohr drangen.

Abermals lief es ihr kalt den Rücken hinab. Wer schlich da im Nebel auf sie zu?

War es ihr Mann? Hatte er sie dennoch verfolgen können, obwohl sie so gerannt war?

Eine Antwort konnte sie sich nicht geben, denn sie sah nichts außerhalb der tanzenden, wogenden Schleier.

Jill McCormick löste ihre Hand von dem Laternenpfosten und duckte sich ein wenig. Die Augen hielt sie weit geöffnet, um möglichst viel sehen zu können.

Die Schritte verstummten.

Hatte sie sich letzten Endes doch getäuscht? Jill wünschte es sich selbst, doch einen Moment später, als sie den Kopf ein wenig nach rechts drehte, sah sie etwas anderes.

Lichter!

Verschwommen, verwaschen, doch gefährlich wirkend. Gelblich schimmerten sie innerhalb der grauen Suppe, zwei leuchtende Augen.

Augen in Hüfthöhe? Hatte sich dort jemand geduckt? Kalt strich es Jill über den Rücken, als sie das gefährliche Knurren vernahm, das ihr aus dem Nebel entgegenschwang.

Jill McCormick war wegen dieser Entdeckung so durcheinander, daß sie erst beim zweiten gefährlichen Knurren erkannte, daß vor ihr ein

Tier lauern mußte.

Ein Hund!

Vor Tieren hatte sie sich zwar nicht gerade gefürchtet, geliebt hatte sie sie aber auch nicht. Sie stand ihnen neutral gegenüber, doch sie bekam Herzklopfen.

Wer ließ des nachts schon im dicken Nebel einen Hund allein laufen? Oder befand sich sein Herr bei ihm? Dann kam das Tier.

Zuerst bewegten sich nur die Augen, weil der Kopf auch nicht ruhig gehalten wurde, und innerhalb der sich drehenden und wallenden Schleier wuchs eine Gestalt hoch. Die Umrisse zeichneten sich ab. Jill stellte fest, daß sie tatsächlich einen Hund vor sich sah.

Und welch ein Tier!

Es reichte ihr bis zur Hüfte, sah ungemein gefährlich aus, wobei es sich auf lautlosen Pfoten der reglos dastehenden Frau näherte. Eine Chance zur Flucht hatte sie vertan, das wußte Jill. Sie hätte früher weglaufen sollen, nun blieb ihr nur noch eins. Sich reglos hinzustellen und darauf hoffend, daß der Hund nicht angriff.

Sie ging ein wenig zurück und preßte sich gegen die kalte Steinmauer. Wieder wühlte sich die Angst förmlich in ihr hoch, denn der Hund war inzwischen so nahe, daß er sie bereits mit seiner Schnauze berühren konnte.

Jill McCormick vereiste innerlich. Ihre Augen wurden noch größer, sie erinnerten an blasse Kugeln in einem noch blasseren Gesicht, die Angst machte sie steif, denn sie hatte etwas gesehen, was einen Alptraum an Gefühlen in ihr hochspülte, und sie spürte einen kalten, grausamen Horror, der sie regelrecht terrorisierte.

Hinter dem Wolf lösten sich zwei Schatten.

Unheimliche Gestalten, menschengroß, aber keine Menschen im eigentlichen Sinne.

Bei dem linken, da sah sie blondes Haar, ein zwar menschliches Gesicht, doch einen dunklen Körper, wie ihn auch ein mit Fell bedecktes Tier haben konnte.

Der andere war eine Bestie!

Ein Monstrum mit einem Wolfsschädel, größer als sie, und das Maul war weit aufgerissen.

Gefährliche Reißzähne schimmerten ihr entgegen…

Da wußte sie plötzlich, daß sie keine Chance mehr hatte. Diese aus dem Nebel erschienenen Horrorwesen hatten sie eingekreist, eingekesselt und würden sich nicht scheuen, sie in den ewigen Tod zu treiben. Der Hund gehörte dazu.

Aber war es überhaupt ein Hund?

Selten erreichte ein Tier dieser Gattung so eine Größe. Nein, das mußte ein Wolf sein, ein gefährliches Untier, das zu den beiden anderen Gestalten gehörte.

Was wollten sie?
Die Frau begann plötzlich zu sprechen. Jill McCormick wunderte sich, daß sie mit menschlicher Stimme redete. Sie hätte eher ein Fauchen erwartet, und die Worte drangen wie ein Todesurteil an ihre Ohren.
»Nimm sie dir!«
Nicht der Vierbeiner sprang, sondern der andere. Aus den Nebelschleiern wuchtete er seinen Körper vor, breitete die armartigen Pranken aus und gab Jill keine Chance.
Die Frau spürte den Schlag. Mit der rechten Pranke war er geführt worden, und er schleuderte sie herum, so daß sie weg von der Laterne taumelte.
Hilflos war sie…
Dann greifen beide Tatzen zu.
Hart, gnadenlos, Jill spürte sie an den nackten Schultern, das Kleid zerriß, entblößte sie, vor ihr stach das schreckliche Gesicht aus dem Nebel, die Fratze der Bestie mit dem aufgerissenen Maul, das so voller Gier steckte.
Und ihr Hals lag frei.
Zwischen den beiden zugreifenden Armen bewegte die Bestie den Kopf. Sie schleuderte ihn vor. Der heiße Raubtieratem streifte das Gesicht der bedauernswerten Frau, und dann waren die Zähne plötzlich an ihrer Kehle.
Der Biß!
Lupina lächelte und schaute zu. Sie wollte ihren neuen Diener nicht zurückhalten, er sollte seinem Trieb gehorchen und sich damit noch mehr in ihre Hand begeben.
Er ließ sich die Chance nicht entgehen.
Seine Zähne waren tödliche Instrumente, denen ein Mensch nichts entgegenzusetzen hatte. Eine Chance bekam Jill McCormick nicht mehr. Der Werwolf ließ sie nicht los, und seine Bewegungen folgten ihrem Körper, als sie in die Knie sackte, bevor sie schließlich mit dem Rücken zu Boden schlug.
Luparo schaute wie seine Mutter ebenfalls zu. Dabei rannte er aufgeregt um die Bestie und sein Opfer herum, doch die Frau sollte Lester del Roy allein gehören.
Lupina wollte es so.
Ihr scharfer Zuruf stoppte Luparo in seinen Bewegungen. Der Schwarzwolf folgte ihr. Neben seiner Mutter nahm er Platz.
Sie aber war zufrieden. Es lief alles so, wie sie es geplant und sich vorgestellt hatte. Wenn jemand den Sieg davontrug, dann nur sie und ihre Freunde.
Als Lester del Roy sich aufrichtete, klebte der rote Lebenssaft der toten Frau in seinem Gesicht. In den Augen aber stand ein Leuchten,

das Lupina auch bei ihm noch nicht gesehen hatte.

Wenn man bei einem Werwolf überhaupt von einem glücklichen Gefühl sprechen konnte, dann mußte sich der ehemalige Mensch Lester del Roy so fühlen…

***

Depressionen kannten Suko und ich eigentlich nicht, aber bei diesem Fall konnte man schon welche bekommen.

Die Nacht war vorbei der Morgen hatte begonnen, und noch immer lag der verfluchte Nebel dick wie Watte über London. Er machte alles so fremd, so unwirklich.

Das Hupen der Autos kam mir vor wie ferne Signale von einem fremden Stern, die Menschen waren nur als Schatten zu sehen, die Bewegungen schienen zum Teil eingefroren zu sein, und das Leben lief nur in Zeitlupe weiter.

Ich gehörte zu denjenigen, die sich durch London mit dem Wagen quälten. Suko saß neben mir. Viel geschlafen hatten wir beide nicht, wir selbst konnten nicht angreifen, sondern mußten einen Schlag der Gegenseite abwarten.

Obwohl ich schon eine halbe Stunde früher von meiner Wohnung abgefahren war, kamen wir zu spät. Glenda war bereits da. Sie hatte die U-Bahn genommen, und der Kaffeeduft stimmte uns fröhlicher.

»Die Untersuchungsergebnisse«, meldete Glenda nach dem Guten-Morgen-Gruß.

»Welche?« Ich schaltete noch nicht so schnell.

»Sicher die von der Nacht«, erklärte Suko.

Natürlich, der Rolls war auf Spuren untersucht worden. Suko und ich ließen uns im Büro nieder.

Viel hatten die Kollegen für uns nicht herausgefunden. Anhand der Fingerabdrücke hatten sie jedoch feststellen können, wer die beiden Toten waren.

Die Namen sagten mir nichts. Zwei kleine Großstadtfische, die im Dschungel von Soho untergegangen waren.

»Sie werden zufällig in den Kreislauf des Grauens hineingeraten sein«, meinte Suko, und ich schloß mich seiner Ansicht an.

Glenda brachte den Kaffee und den Tee. »Vielleicht bringt das euch auf andere Gedanken«, sagte sie.

Ich grinste schief. »Muß es das denn?«

Glenda blieb neben mir stehen und stützte ihre Hände in die Seite.

»Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?«

»Sogar eine große«, meinte Suko. »Sie hört auf den Namen Lupina.«

»Ach je.«

Damit hatte Glenda alles gesagt. Sehr gern wollte sie wissen, was vorgefallen war, ich erklärte es ihr in Stichworten und fragte sie dann,

ob sie einen neuen Rock hätte.
»Genau, Mr. Scharfblick. Ein Sonderangebot. Wildleder.«
»Grün steht dir nicht.«
»Das ist kein grün, sondern erbsenfarben«, erklärte sie, »passend zum Pullover, merk dir das, du Kleidermuffel.«
Als Glenda verschwunden war, meinte Suko: »Kannst ja mal probieren. Vielleicht schmeckt der Pullover auch nach Erbsen.«
»O, wie witzig. Ich…«
Das Telefon unterbrach mich. Ich war schneller als Suko und nahm den Hörer.
Nur kurz hörte ich zu. Dann sagte ich: »All right, wir kommen sofort. Und auch bei Nebel.«
»Was gibt es denn?« fragte Suko.
Ich stand bereits. »Man hat eine Frauenleiche gefunden.«
»Wo?«
»Gar nicht mal weit von hier. Zwischen Green und St. James' Park.«
»Was haben wir damit zu tun?«
»Wir sollten uns die Tote ansehen. Da muß ein Irrer gewütet haben, so jedenfalls sagte es der zuständige Beamte, der mich informierte.«
»Ein Werwolf!«
»Das können wir annehmen.«
Den Kaffee hatte ich nur zur Hälfte ausgetrunken, Glenda würde sauer sein, darüber konnte ich mir jetzt keine Gedanken machen, der Fall hatte Vorrang.
Wenig später befanden wir uns als ein kleines Teil innerhalb des gewaltigen Nebelpuzzles.
Von der Victoria Street war es wirklich nur ein Katzensprung, doch in dieser grauen Suppe wurde der Weg zu einer regelrechten Qual für den Autofahrer.
Wir wären fast von einem Lastwagen gerammt worden, der an meiner rechten Seite wie ein gewaltiges, düsteres Ungeheuer aus dem Nebel erschien und erst im allerletzten Augenblick stoppte.
Ich fuhr weiter. Mein Herzschlag hatte sich schon ein wenig beschleunigt.
An der Grenze der beiden Parks, wo sich das Queen Victoria Memorial befindet, gerieten wir in den Kreisverkehr und fuhren anschließend auf einem schmalen Weg in den Green Park hinein. Ich scheute mich auch nicht, den Bentley über den Rasen zu fahren und mußte schließlich stoppen, als eine niedrige Mauer vor mir aufragte und ich dahinter schattenhafte Gestalten sah.
Das waren die Kollegen der Mordkommission, die uns gerufen hatten. Wir gingen zu ihnen.
Den Chef sah ich nicht sofort. Er kroch mit den Beamten der Spurensicherung auf dem Boden herum, erst als man ihm Bescheid

sagte, kam er auf uns zu.

Ich wußte ja, wer es war und erwartete schon ein Donnerwetter, doch Chiefinspektor Tanner blieb diesmal seltsam ruhig. Er drückte uns stumm die Hand und sog kräftig an seiner Pfeife.

Wie immer hatte er den Hut weit im Nacken hängen, seinen Mantel trug er meist auch im Sommer, die Weste war schief geknöpft, und das Jackett stand ebenso offen wie der Mantel.

»Was ist los?« fragte ich ihn. »Sie schimpfen ja nicht.«

Er schaute uns an und blies eine Qualmwolke gegen unsere Gesichter. Da Suko und ich nahe beieinanderstanden, traf er uns beide. »Verdammt, ich habe viel gesehen, aber das hier gehört zu den schlimmsten.«

Jetzt verstanden wir ihn.

Noch bevor die Plane von der Leiche abgehoben wurde, waren unsere Gesichter kantig geworden.

Und dann sahen wir die Frau.

Mein Gott, das war ein Alptraum. Ohne es zu wollen, begann ich zu zittern, und mir lief es kalt und heiß den Rücken hinab.

»Reicht es?« fragte Tanner.

Suko und ich nickten zur gleichen Zeit, und die Plane fiel wieder zurück. Gnädig verbarg sie diesen schlimmen Anblick.

Ich griff zu den Zigaretten. Chiefinspektor Tanner gab mir Feuer.

Meine Hände zitterten, auch der alte, im Dienst ergraute Kollege war nicht besser dran.

»Eine Erklärung, Sinclair?« Er schaute dabei mich und Suko an.

Der Chinese gab ihm die Antwort. »Werwölfe, so etwas läßt auf Werwölfe schließen.«

Tanner lachte nicht. Die meisten seiner Kollegen hätten es getan, doch er blieb ruhig und nickte nur. »Ist das eine Vermutung, oder haben Sie schon Spuren.«

»Leider.« Die Antwort gab ich.

»Besteht eine Chance, daß Sie die Bestien packen?«

Da mußten wir passen.

»Dann wissen Sie auch nicht, was sie vorhaben?«

»Nein, Tanner, leider nicht.« Ich ließ den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen. Meine Stirn hatte sich in Falten gelegt. Angestrengt dachte ich darüber nach, daß Lupina sich in London befand, und sie hatte bereits ihre Spuren hinterlassen.

Blutige Spuren…

»Kann es einen besonderen Grund gehabt haben, daß hier der Mord geschah?« wollte Tanner wissen.

»Möglich«, erwiderte ich. »Diese Gegend hier um den Buckingham-Palast ist touristenintensiv. Die Leute lassen sich auch im Nebel nicht von ihren Touren abhalten. Lupina und ihre Helfer können kommen

wie die Schatten und auch zuschlagen.«

Chiefinspektor Tanner deutete dorthin, wo die abgedeckte Leiche lag. »Mich wundert die Kleidung der Toten. So läuft man bei diesem Wetter nicht herum. Die Frau trug nur das rote Kleid, dessen Fetzen Sie noch gesehen haben.«

»Kennen Sie ihren Namen?«

Tanner schüttelte bedauernd den Kopf. »Sie hatte nichts bei sich, woran wir sie hätten identifizieren können. Das ist es ja auch, was mich so sauer macht.«

»Ein zufälliges Opfer«, bemerkte Suko.

»Darauf kann es hinauslaufen«, gab ihm Tanner recht.

Ich wunderte mich wieder einmal, wie schnell Neugierige sein können. Trotz des Nebels hatten sie uns eingekreist. Sie mußten aus Höhlen und Ecken gekrochen sein, doch die Beamten scheuchten sie zurück.

»Kann ich sonst noch etwas für euch tun?« erkundigte sich der Chiefinspektor.

Wir gaben ihm eine negative Antwort.

»Dann wünsche ich mir nur, daß ihr die verfluchte Bestie so rasch wie möglich zu fassen bekommt«, sagte er mit rauher Stimme.

»Da sagen Sie was, Tanner.«

Wir hatten hier nichts mehr zu suchen, nickten dem Kollegen zu und gingen wieder zu unserem Wagen. Bevor wir einstiegen, meinte Suko: »Die beiden letzten Schauplätze liegen nicht einmal weit voneinander entfernt. Zufall?«

»Du meinst, die Ereignisse konzentrieren sich auf Soho und Umgebung.«

»So ist es.«

»Da kann natürlich System hinterstecken, muß aber nicht. Ich weiß nicht, wie Lupina vorgeht, und welch einen finsteren Plan sie in ihrem Hirn ausgebrütet hat, doch ich bin sicher, daß sie etwas Großes vorhat. Sie wird rangehen.«

»Und an wen?«

Ich bückte mich und schloß den Wagen auf. »Wir wollen hoffen, daß wir es nicht erst erfahren, wenn es zu spät ist, dann käme es einer Katastrophe gleich…«

***

Lester del Roy hatte seine genauen Befehle bekommen. Er war jetzt kein Mensch mehr, sondern ein Werwolf. Sobald der Tag graute, verwandelte er sich wieder zurück.

Dafür brauchte er nicht erst das allmähliche Verblassen des Vollmonds, sondern reagierte auf einen geistigen Befehl seiner Herrin Lupina. In einem nebelgeschützten Hinterhof vollzog sich die

Verwandlung. Aus der Bestie wurde wieder ein Mensch.

Dann entließ die Königin der Wölfe ihren Diener. Zuvor hatte sie ihm noch genaue Instruktionen mit auf den Weg gegeben. Lupina war sicher, daß der andere sie auch einhalten würde.

Lester del Roy ging seinen Weg, als wäre nichts gewesen. Er bewohnte zwei kleine Zimmer in einem Dreifamilienhaus nahe der Grenze zu Chelsea. Unten befand sich eine Metzgerei, darüber wohnten die Besitzer des Ladens – sie waren gleichzeitig die Hauseigentümer –, und wo die Wände schräg wurden, hatte sich Lester del Roy eingenistet.

Als er die Straße betrat, lag auch hier der Nebel in mehreren Schichten übereinander. Er quirlte und wallte. Das Licht der Straßenleuchten drang so gut wie überhaupt nicht hindurch.

Vor dem Haus war es heller.

Und dort herrschte auch bereits Betrieb, denn der Metzger war mit seinem Wagen vom Großmarkt zurück. Mit einem Gehilfen zusammen lud er aus und schaffte die Fleischbrocken in die hinter der Metzgerei liegende Kühlkammer.

Lester del Roy hätte sich gern ungesehen vorbeigeschlichen, doch die Männer hatten Pechfackeln angezündet, ein altbewährtes Mittel, um den Nebel ein wenig durchsichtiger zu machen, was ihnen auch gelungen war.

»So früh kommen Sie, Mr. del Roy?« rief der Metzger und winkte dem Werwolf zu.

»Ja, die Nacht war hart.«

»Hoffentlich auch schön.«

»Bestimmt.«

Der Metzger kam näher. Ein verständnisvolles Grinsen zeichnete sein Gesicht. »Wissen Sie, daß ich sie immer heimlich beneide, del Roy?«

»Wieso?«

Der Mann blieb stehen. Der Lichtschein der Fackel tanzte auf ihm.

Eine Gesichtshälfte sah seltsam feurig aus. »Ist doch klar, Mensch. Sie sind Junggeselle, haben zudem einen guten Job, und in den heutigen Zeiten müßten Ihnen die Weiber doch die Tür einrennen.«

»So schlimm ist es nicht.«

»Kommen Sie, stapeln Sie nicht tief. Unsereins muß den langen Tag über Fleisch hacken, Wurst kochen und…« Er sprach nicht mehr weiter, dafür nahmen seine Augen einen erstaunten Ausdruck an, was Lester del Roy wohl bemerkte.

»Ist etwas?« Seine Stimme klang irritiert.

»Ja, Blut.«

»Wo?«

»An Ihrem Kragen. Haben Sie sich geschnitten?«

Ein heißer Schreck durchfuhr Lester del Roy. Verflucht, daran hatte

er nicht mehr gedacht. Er sah das neugierige Gesicht seines Hausbesitzers wie in einer Großaufnahme dicht vor sich und auch den fragenden Ausdruck in den Augen. Aus diesem Grunde suchte er fieberhaft nach einer Ausrede, und ihm fiel rasch eine logische Erklärung ein.

»Wissen Sie, ich war in Soho. Na ja, ich hatte noch Durst, und in einer Kneipe traf ich auf zwei Burschen, die mich mit einem Krösus verwechselten. Einer von ihnen hatte ein Messer. Er ritzte mich ein wenig, das ist alles.«

»Ach so!« Der Fleischer zeigte beim Grinsen die Zähne. »So ist das. Hatte mir schon so etwas gedacht. Dann erholen Sie sich mal von dem Streß der Nacht.«

»Ja, das muß ich auch. Am späten Nachmittag beginnt wieder der Dienst.«

»Und geben Sie acht, daß keiner in das Schlafzimmer der Queen läuft und ihr unsittliche Anträge macht.«

»Ich passe schon auf.« Lester del Roy drehte ab. Er nahm den Schlüssel aus der Tasche und war froh, die Lage heil überstanden zu haben. Er öffnete die Haustür, betrat den engen Treppenflur und huschte leichtfüßig in die obere Etage, wo seine beiden Zimmer lagen. Hinzu kam ein winziger Waschraum, in dem es außer der Toilette noch eine Duschkabine gab.

Diesen Raum betrat der Mann zuerst. Er riß die Tür auf, machte Licht und besah sein Gesicht im Spiegel. Die eingefallenen, grau wirkenden Wangen fielen ihm nicht auf, er schaute nur dorthin, wo sich der Hemdkragen befand. Rot…

Das Blut hatte sich eingesaugt und auch verteilt. Wie eine rote Halskrause wirkte der Kragen.

Der Mann schluckte. Dann stieß er einen Fluch aus und riß sich förmlich die Kleidung vom Körper. Anschließend stellte er sich unter die Dusche und wusch seinen gesamten Körper, nicht nur den Hals. Danach fühlte er sich besser.

Wenn Lester del Roy früher mal eine Nacht durchgemacht hatte, vollführte er am anderen Morgen immer das gleiche Ritual. Da kochte er seinen Kaffee, aß einige Schnitten Brot dazu und schlug auch mehrere Eier in die Pfanne. An diesem Tag spürte er kein Verlangen nach einem Frühstück, überhaupt interessierten ihn seine menschlichen Gewohnheiten nicht mehr. Er war kein Mensch mehr, nur noch eine an einen Menschen erinnernde Hülle. Im Spiegel besah er sich. Wie ein Dressman drehte er sich vor der Scheibe, schaute jeden Hautfetzen seines Körpers an, entdeckte jedoch keine Unterschiede und nickte zufrieden.

Nein, niemand würde ihm ansehen, daß hinter dieser menschlichen Maske ein Werwolf steckte.

Aber er war einer.

Er brauchte nur noch daran zu denken, wie er die Frau getötet hatte. Das hatte einfach sein müssen, er hatte nicht anders gekonnt, und er würde schon am Abend die nächsten Opfer finden, so lange mußte er sich ruhig verhalten.

Kein Aufsehen erregen, alles sollte normal laufen, bis die Nacht der Entscheidung angebrochen war.

Er hielt sich über zwei Stunden im Bad auf. Dann betrat er das kleine Schlafzimmer und wählte sehr sorgfältig seine Kleidung aus, die er für den Abend anzog.

Lester del Roy drapierte sie auf einen Stuhl, nachdem er sie fast pedantisch zusammengefaltet hatte, um sich danach hinzulegen.

Er lag auf seinem Bett. Die Blicke stachen gegen die allmählich grau werdende Decke.

Seine Gedanken jedoch drehten sich nur um den großen Plan. Am Abend sollte er erfüllt werden…

***

Der berühmte Wachwechsel hatte längst stattgefunden. Diesmal wurden die Männer in den roten Jacken, den schwarzen Hosen und den hohen Bärenfell-Mützen nicht von zahlreichen Touristen beobachtet und fotografiert, denn der dichte Nebel ließ keine vernünftige Aufnahme zu. So kam es, daß der Wechsel fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, und genau in diese Zeit fiel die Ankunft des Leibwächter-Bosses Lester del Roy.

Er kannte das gewaltige Areal des Palastes, wußte über jeden Fußbreit Boden Bescheid und fand sich auch im Nebel gut zurecht. Für das Personal gab es einen Extra-Eingang. Lester konnte mit seinem Wagen hinfahren, doch darauf hatte er bei dem Nebel verzichtet.

Die Tube – die U-Bahn – hatte ihn bis zum St. James' Park gebracht.

Den Rest des Weges war er zu Fuß durch den dicken Nebel gelaufen.

Fernab vom sonstigen Touristenwirrwarr betrat er das parkähnliche Gelände. Niemand merkte ihm an, welch eine Veränderung mit ihm geschehen war, auch nicht der Mann an der Pforte des kleinen Seiteneingangs. Er grüßte freundlich, und Lester konnte passieren.

Der Rasen um den Palast herum glich einer gepflegten Parklandschaft, ebenso die Wege, die die Grünzone durchschnitten. Zahlreiche Gärtner sorgten dafür, daß beides immer vorzeigbar blieb.

Besonders im Herbst hatten sie viel mit dem Laub zu tun. Gewaltige Kehrmaschinen räumten es zur Seite.

Der Mann hatte kaum das Tor passiert und war von den Nebelschwaden verschluckt worden, als sich ein Schatten dem hohen Gitter näherte, das das Gelände umschloß.

Es war ein Tier – ein Wolf.

Er rannte hechelnd durch die Nacht, sah plötzlich das Hindernis, machte noch einmal kehrt und nahm einen gewaltigen Anlauf. Sekunden später bewies der Schwarzwolf, welch eine Kraft in seinem geschmeidigen Körper steckte. Er wuchtete sich hoch, stieß sich dann ab und überwand mit dem ersten Sprung bereits das Gitter.

Lupina hatte ihn geschickt, und Lupina behielt ihn auch unter Kontrolle, ebenso wie ihren Diener Lester del Roy.

Der hatte etwa die Hälfte der Strecke überwunden, als ihn der Befehl traf.

Sofort blieb der Mann stehen.

In seinem Gehirn hörte er eine Stimme. Sie klang nah und gleichzeitig weit entfernt, und sie befahl ihm, sich genau danach zu richten, was ihm gesagt wurde.

»Ja!« keuchte er. »Ja, verdammt, ich mache es!«

Die nächsten Schritte ging er wie eine Marionette, die an einem langen, unsichtbaren Faden hängt. Er stand jetzt voll unter der Kontrolle seiner Herrin, und er fühlte sich auch anders. Wieder war es sein Blut, das reagierte. Es schien erhitzt worden zu sein und schneller durch die Adern zu fließen.

Wärmende Wellen strömten durch seinen Körper, sein Kopf schien um das Doppelte anzuschwellen, und er hatte das Gefühl, sich jeden Augenblick verwandeln zu müssen.

Lester sprach mit sich selbst. Er wollte seine Stimme hören. »Ja, ich werde es packen. Ich schaffe es. Ich mache sie fertig, alle. Keiner kommt gegen mich an – keiner…«

Er lauschte den Worten nach und stellte fest, daß die Stimme anders geklungen hatte als früher.

Rauher, nicht mehr so menschlich…

Lester war sicher, daß das Tier schon sehr bald in ihm zum Durchbruch kommen würde.

Als ihn ein Schatten überholte, wandte er nur kurz den Kopf und lächelte dann.

Luparo war da. Seine Mutter hatte ihn zur Unterstützung geschickt, damit er ihm half.

Dann traf ihn das Licht. Wie ein Hauch verschwand der Wolf im Nebel, und Lester blieb stehen.

Der Lampenstrahl fiel direkt in sein Gesicht, was ihm überhaupt nicht paßte.

»Ach, du bist es«, sagte eine bekannte Stimme. Der Mann vor ihm gehörte zu der internen Wachmannschaft. »Du kommst spät, Lester.«

»Der Nebel.«

»Okay, ich gehe dann rein. Die anderen warten.«

»Ja, ja, ich bin gleich da.«

Wie immer hatten sie vor dem offiziellen Dienstantritt eine kurze

Besprechung. Lester del Roy leitete sie. Am heutigen Tage hätte er gern darauf verzichtet. Leider ließ sich das nicht machen. Das Protokoll mußte eingehalten werden.

Er schwitzte plötzlich. Der Mitarbeiter hatte ihn allein gelassen.

Neben der Eingangstür, über der eine trübe Lampe brannte und auch das Auge einer Kamera verbarg, blieb er stehen und lehnte sich an die Wand. Lester brauchte ein paar Sekunden Ruhe, er mußte versuchen, seinen Trieb zu bremsen, erst wenn die Besprechung vorbei war, konnte er sich voll auf die Vernichtung konzentrieren.

Er schaffte es.

Allmählich ging es ihm wieder besser. Er löste sich von der Wand, drehte sich um und schlüpfte durch die offenstehende Tür. Dahinter nahm ihn ein düsterer Flur auf. Ziemlich eng, hinzu kam die steile Wendeltreppe, die nach oben führte. Der nackte Stein der Mauer hielt selbst den stärksten Granaten stand. Im Sommer konservierte er die Kühle, im Winter die Wärme.

Als er die Hälfte der Treppe hinter sich gebracht hatte, warf er noch einen Blick zurück.

Wie ein Geist, so lautlos huschte der Schatten des Tieres in den Flur. Luparo kam!

Lester del Roy zuckte zusammen. Damit hatte er nicht gerechnet, aber Luparo blieb am Fuß der Treppe hocken, hatte nur seinen Kopf in den Nacken gelegt und beobachtete den Mann aus kalten, grausamen Raubtieraugen.

Eine kalte Welle kroch über den Rücken des Mannes. Er hatte das Gefühl, daß ihm die Königin der Wölfe nicht traute. Sie schickte ihren Sohn, um ihn unter Kontrolle zu haben.

Lester hoffte nur, daß Luparo nicht von den Männern der Wache gesehen worden war, denn was das Kameraauge erfaßte, sahen die Leute auf mehreren Monitoren.

Vielleicht bemerkten sie auch nichts, denn der Nebel lag draußen sehr dick.

Lester ging weiter, erreichte eine Tür, die verschlossen war und zu der er den passenden Schlüssel besaß. Er drehte ihn im Schloß, stieß die Tür auf und erreichte einen nüchtern eingerichteten Gang. Bevor er die Tür wieder schloß, schaute er sich noch einmal um.

Luparo hetzte heran.

Er war ungeheim schnell und schlüpfte durch den Spalt zwischen Tür und Fassung.

Del Roy schaute auf das Tier. Er hatte sich hingesetzt, und da vernahm er bereits die Stimme seiner Herrin.

Luparo wird dafür sorgen, daß alles glattgeht.

Lester del Roy erwiderte nichts. Schnurstracks schritt er auf ein Zimmer zu, aus dem die Stimmen kamen.

Sechs Leute waren in dem Raum versammelt. Burschen wie er, knallhart ausgebildet, die interne Wachmannschaft der Queen.

Die Augenpaare richteten sich auf den eintretenden Mann. Lester versuchte zu lächeln, während über seinen Rücken kalte und heiße Schauer liefen. Zudem mußte er sich bereits auf seine nächsten Sätze konzentrieren, der Ablauf des genauen Plans durfte nicht verzögert werden.

Er entschuldigte sich zuvor für die Verspätung. Man hatte Verständnis. Dann stellte er die Anwesenheitsliste zusammen. Niemand vom Wachpersonal fehlte.

Es lief also bestens.

Wieder wurden Zweiergruppen eingeteilt. Es waren immer die gleichen Leute, die Streife gingen. Vor den Monitoren blieb Lester del Roy zurück. Er hatte die Gesamtbewachung zu verantworten.

Auch in der näheren Umgebung der Queen beobachteten versteckt angebrachte Kameraaugen die einzelnen Gänge, Flure und Treppen.

In die königlichen Gemächer selbst durfte niemand eindringen.

»Die Streifen klar?« fragte Lester.

Mit »Ja« wurde geantwortet.

Danach gab Lester die Walkie-talkies und die Waffen aus. Jeder bekam seine Pistole. Und ein jeder mußte den Empfang der Waffe quittieren. Ein sich jeden Abend wiederholendes Ritual.

Danach wurden die Männer paarweise entlassen. Als die letzten die Tür hinter sich schlossen, atmete Lester del Roy auf, zuckte jedoch zusammen, als er das Geräusch an der Außenseite der Tür vernahm.

Ein Kratzen und Scharren…

Unheimlich anzuhören. Normalerweise hätte sich der Mann auch gefürchtet, aber nicht als Werwolf. Er wußte, wer da Einlaß begehrte, ging zur Tür und öffnete.

Luparo sprang in den Raum.

Hastig zog del Roy die Tür wieder zu. Er wollte etwas sagen, aber seine Stimme erstickte bereits im Keim. Plötzlich wurde ihm heiß.

Sein Blut schien erhitzt zu werden, raste durch die Adern, vor seinen Augen drehte sich alles, weil sich in seinem Schädel das kochende Blut zu konzentrieren schien, und der Schweiß drang Lester aus allen Poren.

Die Verwandlung zum Werwolf setzte ein.

An den Händen begann es. Die Haare bekamen einen anderen Farbton. Sie wurden gleichzeitig dunkler und dichter.

Fell wuchs.

Der Schmerz im Gesicht glich einem gewaltigen Ziehen. Er wurde so heftig, daß Lester aufstöhnte, den Kopf schüttelte und sich zu Boden warf. Dort rollte er sich herum, schrie, keuchte und stöhnte, wobei ihn zwei kalte Augen beobachteten.

Längst waren die Fingernägel zu Krallen geworden und die Hände zu Tatzen oder Pranken. Und der Kopf verformte sich, als würden unsichtbare Hände daran ziehen. Aus dem Mund entwickelte sich die Schnauze, die Zähne wuchsen, die Stimme verschwand, statt dessen konnte er nur noch fauchen, und der Schädel schien zu platzen.

Nur ein Gedanke hatte darin Platz.

Blut!

Er mußte an Blut kommen, und er würde den Befehlen seiner Herrin gehorchen.

Die Kleidung riß er entzwei. In der Nacht hatte er sie anbehalten, hier schaffte er es nicht mehr, auch die Schuhe schleuderte er weg, und aus seinem weit aufgerissenen Maul drang ein klagendes Heulen, das den Raum ausfüllte.

Dann lag er still.

Sekundenlang mußte er sich von dem gewaltigen Streß der Verwandlung ausruhen, bevor er die Kraft fand, einen Arm zu heben und seine rechte Pranke um den Rand des Pults zu klammern, hinter dem er vorhin als Mensch gesessen und seine Instruktionen gegeben hatte.

Eine Bestie stemmte sich hoch.

Schwarzbraun schimmerte das Fell. Kalt leuchteten die Augen. Er schüttelte sich, das Knurren wurde tief in seiner Kehle geboren, und er blähte seinen Brustkorb auf, wobei die letzten Hemdknöpfe raketenartig wegsprangen.

Der Werwolf war fertig.

Lupinas großer Plan trat in die zweite Phase. Er, Lester del Roy, hatte nun freie Bahn.

Und zwar zur Queen!

Als er daran dachte, wurde sein Körper vor Freude geschüttelt. Sie sollte nicht mehr als Mensch weiterleben, und er würde es sein, der sie biß.

Das erfüllte ihn mit Hochgefühl.

Luparo blieb an seiner Seite, als er auf die Tür zuging, die in diesem Augenblick aufgerissen wurde…

***

Von seiner Mutter hatte Dean Lancaster das fuchsrote Haar geerbt, von seinem Vater den kompakten Körperbau und die Vergeßlichkeit, wie Dean immer sagte.

Vergeßlichkeit insofern, daß er immer etwas auf die lange Bank schob und dann nicht mehr daran dachte. So war es auch, als er mit seinem Kumpel den Instruktionsraum verlassen hatte. Sie waren die letzten gewesen, schlenderten den Gang entlang, um in den Teil des Palastes zu gelangen, den sie zu überwachen hatten. Auf nicht einmal

halber Strecke stoppte Dean plötzlich und schlug sich gegen die Stirn.
»Was ist los?« fragte sein Kumpel.
»Verdammt, ich habe etwas vergessen und muß noch einmal zurück.«
»Wieso?«
»Da ist eine Kamera ausgefallen, das will ich Lester sagen. Du weißt doch, wie empfindlich er reagiert, wenn er nicht über alles informiert ist.«
»Soll ich solange warten?«
»Kannst du machen.« Dean drehte schon ab. Über den blank geputzten Boden lief er mit schnellen Schritten zurück. Die kahlen Wände fingen das Echo auf und gaben es hallend zurück.
Dean ärgerte sich mal wieder über seine Vergeßlichkeit. Gleichzeitig lächelte er auch. Eben wie der alte Lancester, daran konnte er nun nichts ändern.
Anzuklopfen brauchte er nicht erst, aber er hörte, als er vor der Tür stehenblieb, seltsame Geräusche dahinter aufklingen. Die paßten überhaupt nicht in den üblichen Ablauf.
Lancaster schüttelte den Kopf. Er gab sich ziemlich verwundert, seine Hand fand die Klinke, drückte sie nach unten, und dann riß er die Tür mit einem Ruck auf.
Im ersten Moment glaubte er, sich im Zimmer geirrt zu haben.
Beim zweiten Überlegen dachte er daran, einen Horrorfilm zu sehen. Erst beim dritten Nachdenken kam er dazu, die Lage richtig einzuschätzen.
Vor sich sah er einen Werwolf!
Ein mannshohes Tier, das sich soeben aufgerichtet hatte, seinen Kopf drehte und auf die Tür starrte.
Das war nicht alles.
Ein schwarzbrauner Wolf kauerte zu seinen Füßen und starrte den Mann aus seinen gelben Raubtieraugen kalt an.
Und der zweite Wolf reagierte auch als erster.
Über eine der Monitorkonsolen sprang er hinweg. Sein Ziel war die Tür und damit der auf der Schwelle stehende Mann.
Dean Lancaster war zwar hin und wieder ein wenig vergeßlich, doch er besaß ein ausgezeichnetes Reaktionsvermögen. Der Mann tat das einzig Richtige in seiner Lage und rammte die Tür zu.
Kaum war sie ins Schloß gefallen, als sie erzitterte. Der Wolf war gegen die Tür gekracht.
Da hatte Dean Lancaster bereits abgedreht und hetzte mit gewaltigen Schritten den Gang entlang, um sich in Sicherheit zu bringen. Er schrie dabei Alarm, seine Stimme hallte durch den Palast, und er sah plötzlich seinen Kameraden in der Gangmitte stehen.
Dean Lancaster stoppte nicht, als er ihn erreicht hatte, sondern schleuderte ihn herum.

»Wir müssen weg!« brüllte er.
»Was ist…«
»Werwölfe!«
Die Augen des anderen wurden groß. Er trat einen Schritt zurück, aber Dean ließ ihm keine Zeit. Er riß den Freund mit, denn nicht weit entfernt befand sich hinter einer Tür die Alarmzentrale.
Da mußten sie hin, bevor sie der unheimliche Wolf einholte.
Sie waren gerade verschwunden, als Luparo die Stelle erreichte, wo sie zuvor noch gestanden hatten.
Da hatte der für den Wolf nicht sichtbare Dean Lancaster bereits Alarm gegeben. Nicht nur innerhalb des Palastes. Was da geschehen war, konnte man nicht begreifen. Die Polizei mußte her.
Scotland Yard!
Die beiden Männer aber warteten zitternd ab…

***

So kam es, daß wir von dem Auftauchen der Wölfe erfuhren. Der Alarmruf war von der Zentrale sofort in unser Büro weitergeleitet worden. Man hatte dort schnell geschaltet, als das Wort Werwölfe gefallen war.
Beide waren wir blaß geworden, als wir erfuhren, von wo der Alarmruf kam.
Buckingham Palace!
Das durfte nicht wahr sein. Werwölfe im Palast der Königin, ganz in der Nähe der Queen, und niemand hatte sich auf dieses Ereignis einstellen können.
Unwahrscheinlich!
Beide hatten wir den Plan der Lupina begriffen. Jetzt wußten wir genau, was die Königin der Wölfe vorhatte. Nie im Leben hatten wir damit rechnen können, überhaupt nicht daran gedacht, aber die Tatsache bewies wieder einmal, wie gefährlich Lupina war.
Sie nahm jedes Hindernis eiskalt. Mir wurde flau, wenn ich daran dachte. Über meinen Rücken lief es kalt, die Queen als Werwolf konnte ich mir wirklich nicht vorstellen.
Alle Spuren deuteten daraufhin.
Gern wären wir schnell gefahren, doch der verfluchte Nebel hatte kein Erbarmen.
Suko stand in permanenter Verbindung mit der Zentrale. Der Hörer schien an seinem Ohr zu kleben. Er empfing die wechselnden Meldungen, sprach hin und wieder mit Sir James, der den Einsatz von seinem Büro aus leitete.
Wir waren ja nicht die einzigen, die man zur Rettung der Königin aufgeboten hatte. Spezialeinheiten sammelten sich. Die Wache der Queen wußte auch Bescheid, nur würden die Leute – so gut

ausgebildet sie auch waren – kaum gegen die Bestien ankommen, denn die Werwölfe schluckten die normalen Kugeln.

»Kannst du nicht abheben?« fragte mich Suko in einer Pause.

»Leider nicht.«

Ich tat wirklich mein Bestes und fuhr bereits unverantwortlich schnell in Richtung Buckingham Palast. Er lag einen Steinwurf vom Schauplatz des zweiten schrecklichen Verbrechens entfernt, aber wer hatte ahnen können, daß sich Lupina auf den Palast konzentrieren würde?

Niemand, auch wir nicht.

Hin und wieder wurde der Nebel von dem geisterhaft leuchtenden Rotlicht der Streifenwagen aufgerissen.

Blutige Bahnen schienen die graue Suppe zu durchstreifen. Ich überholte manchmal halsbrecherisch und hatte Glück, daß ich in der grauen Suppe nicht irgendwo gegenrammte.

Suko telefonierte wieder.

Er sprach sehr ruhig, empfing Instruktionen und leitete sie an mich weiter, so daß mir klargemacht wurde, wohin ich zu fahren hatte.

Wo die beiden Parks sich treffen, da liegt gar nicht weit entfernt auch der Buckingham-Palast. Ein gewaltiges Gebäude, von der Architektur her etwas Besonderes, hinzu kommt die tägliche Wachablösung, die große Touristenattraktion, und natürlich die Gemächer der königlichen Familie, die im Palast liegen.

Bisher hatten sie als sicher gegolten, bis es einem Mann gelungen war, in das Schlafzimmer der Queen einzudringen. Man hatte natürlich Konsequenzen gezogen und die Wachen verstärkt. Eine Wiederholung sollte ausgeschlossen sein.

Aber man hatte nicht mit Lupina, der Königin der Wölfe, gerechnet. Sie war von dieser Tat des Mannes animiert worden und versuchte nun das gleiche.

Vielleicht sogar mit Erfolg, wenn wir nicht rechtzeitig kamen und sie hinderten.

Über die offiziellen Wege bis dicht vor den Palast zu fahren, hätte zuviel Zeit gekostet. Aus diesem Grunde steuerte ich den Bentley querfeldein über den »heiligen« Rasen. Er war durch die Feuchtigkeit tief und seifig geworden, ich hatte Mühe, meinen Wagen in der Spur zu halten, in den hellen Lichttunnels tanzten die Nebelwolken, und in ihnen sah ich plötzlich eine Gestalt mit beiden Armen winken.

Ich stoppte.

Bevor der Mann die Tür aufreißen konnte, war ich schon draußen.

Suko jumpte ebenfalls aus dem Fahrzeug.

Vom Gesicht her kam mir der Bursche bekannt vor. Er war breit gebaut, trug eine schwarze Lederjacke, hatte dichtes braunes Haar und eine Narbe im Gesicht.

Jetzt fiel mir auch der Name wieder ein. Der Typ hieß Al Slade und war der Chef einer Antiterror-Brigade.

»Sinclair, endlich!«

»Wir konnten nicht schneller.«

»Schon gut.«

»Wie sieht es aus?« wollte ich wissen.

»Ich habe meine Leute bereits verteilt. Sie warten nur auf meinen Befehl, um den Palast zu stürmen.«

»Das werden Sie hübsch bleiben lassen, Slade!«

Er schaute mich an, als wäre ich geisteskrank. »Hören Sie mal, meine Männer und ich sind Spezialisten. Wir können…«

»Sie können meinetwegen Geiseln aus den Händen irgendwelcher Terroristen befreien, Slade, aber das hier ist unser Job. Halten Sie uns nur den Rücken frei.«

»Sie wollen allein…«

»Nein, zu zweit. Und wir kennen uns mit Werwölfen aus.«

»Noch habe ich keinen gesehen.«

»Das wünsche ich Ihnen auch nicht.«

Aber Al Slade stellte sich stur. Er wollte auf jeden Fall mitmischen.

Bevor wir uns lange stritten, zeigte ich ihm meinen Sonderausweis.

Der gab mir Vollmachten, die ich nicht gern ausspielte, aber in diesem Fall war es berechtigt.

Slade machte einen Rückzieher.

»Sie können uns trotzdem behilflich sein, indem Sie uns berichten, wie man am besten in den Palast kommt.«

»Der Haupteingang ist geschlossen.«

»Dann nehmen wir einen anderen. Seien Sie doch nicht so unbeweglich, Mensch.«

Das wollte Slade nicht auf sich sitzen lassen. Zu dritt hasteten wir los.

Wir liefen über den feuchten Rasen, tauchten ein in die dicke Nebelwatte und sahen zahlreiche Gestalten um uns herum, denn immer mehr Polizisten trafen ein.

Das gesamte Gelände wurde abgeriegelt. Bei normalem Wetter hätte keine Maus entkommen können, doch innerhalb des Nebels war es leicht, durch die Maschen zu schlüpfen.

Wir erreichten den Eingang. »Hier geht das Wachpersonal immer in den Palast«, erklärte uns Slade. »Soll ich nicht doch lieber….«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sie bleiben hier. Wenn wir Sie brauchen, geben wir Ihnen Bescheid.«

Es war ihm anzusehen, wie wenig ihm das paßte. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Wenig später waren wir durch die Tür geschlüpft und fanden uns in einem Gang wieder, von dem eine Treppe in die obere Etage führte.

Ich deutete auf die Treppe.

Suko verstand. Er lief als erster los. Beide hatten wir unsere Waffen gezogen. Wenn sich eine Bestie blicken ließ, konnten wir sofort schießen. Ich hoffte, daß noch niemand getötet worden war. Für die Werwölfe mußte es ein Leichtes sein, die Menschen anzufallen.

Wenn sie sich einmal im Blutrausch befanden, dann waren sie nicht aufzuhalten.

Es war seltsam ruhig im Innern des Palastes. Uns kam es wie die Ruhe vor dem Sturm vor.

Hintereinander bewegten wir uns durch den Gang in der ersten Etage. Unsere Blicke waren überall. Die gähnende Leere vor uns strömte eine seltsame Gefahr aus, und mir lief es kalt den Rücken hinab. Ich sah zahlreiche Türen, hinter jeder konnten sie lauern und vor uns, am Ende des Ganges erkannte ich eine geschlossene Doppeltür. Wahrscheinlich war dort der Trakt dieses Palastteils zu Ende, und hinter der Tür ging es dann direkt ins Zentrum.

Suko sah eine Tür, die offenstand. Er machte mich darauf aufmerksam, und wir erreichten sie mit zwei Schritten.

Als wir die Schwelle übersprangen, tauchten wir nach rechts und links weg, überblickten die Lage und stellten fest, daß wir uns in der Zentrale befanden.

Eine große, halbrunde Konsole stand in der Mitte des Zimmers.

Die Konsole enthielt mehrere Monitore. Fernsehkameras überwachten einen Großteil des Palastes, und wir warfen einen Blick auf die Bildschirme.

Leere Gänge.

Ich ging tiefer in den Raum hinein, während Suko bei den Monitoren stehenblieb.

Beim Eintritt war mir schon der seltsame Geruch aufgefallen. Irgendwie streng und tierisch. Es war der typische Werwolf-Geruch, wie ich ihn schon oft wahrgenommen hatte.

Für mich ein Beweis, daß sich Lupina oder ihr Sohn hier aufgehalten hatten.

Ich erinnerte mich wieder an die Meldung, die an Scotland Yard weitergegeben worden war. Von einem Mann der Wache war der Werwolf gesehen worden. Der Zeuge hatte auch eine kurze Beschreibung gegeben, die ebenfalls an uns weitergeleitet worden war.

Lupina war es nicht gewesen, die der Mann gesehen hatte. Da stimmte die Beschreibung nicht. Es mußte ein anderer gewesen sein.

Aber wer?

Wahrscheinlich hatten die Werwölfe bereits ihr erstes Opfer gefunden. Wenn ich Lupina und ihren Sohn hinzuaddierte, kam ich auf drei gefährliche Gegner.

Und drei Werwölfe konnten schon eine Hölle entfesseln, das stand

fest.

Es waren trübe Gedanken, die mich beschäftigten. Drei Werwölfe, von denen wir nur soviel wußten, daß sie sich vielleicht im Innern des Palastes aufhielten, doch uns war nicht bekannt, wo wir sie genau finden konnten.

Da blieb uns nichts anderes übrig, als weiterhin zu suchen. Ich drehte mich um und wollte Suko sagen, daß wir den Raum verlassen konnten, als sich mein Partner versteifte.

»John, komm her!«

Schnell lief ich um die Konsole herum und blieb neben meinem Freund stehen.

Suko starrte auf einen Monitor. Das Bild, das sich unseren Augen bot, konnte man als schrecklich bezeichnen.

Durch einen der Gänge hetzte ein Mann. Verzweifelt versuchte er seinem Verfolger zu entkommen, einer blutgierigen Bestie namens Luparo. Das alles lief in erschreckender Lautlosigkeit vor unseren Augen ab, und als Luparo sprang, da hatten wir das Gefühl, als würde er sich direkt in das Auge der Kamera hinein wuchten, so groß wurde er plötzlich.

In diesem Zimmer hielt uns nichts mehr. Jetzt ging es um das Leben eines Menschen, und wir jagten los…

***

Al Slade war obersauer.

Bisher hatte er die Einsätze immer geleitet. Man hatte ihm die Verantwortung übertragen, und nun war er ins zweite Glied zurückgeschoben worden. Dies paßte ihm überhaupt nicht in den Kram. Schließlich war er wer, und es zählte beileibe nicht nur dieser John Sinclair, von dem er zwar einiges gehört hatte, ihn aber nicht so ernst nahm. Ebenso wie den Chinesen, der zumeist an dessen Seite kämpfte.

Das Sprechgerät meldete sich. Slade hatte es in der Außentasche seiner Lederjacke stecken. Und zwar in der linken, damit es von der rechts über seiner Schulter hängenden Maschinenpistole nicht behindert wurde. Er zog das Gerät hervor und rief zurück.

Einer seiner Unterführer meldete, daß der Ring um den Palast nun geschlossen wäre und er fragte gleichzeitig, wann der Angriff starten sollte.

Al Slade dachte nach. Am liebsten hätte er auf eigene Faust den Befehl gegeben, aber da hielt ihn etwas ab. Nein, das ging nicht so einfach. Er konnte sich nicht darüber hinwegsetzen, deshalb befahl er dem Mann, noch zu warten.

»Aber Sir, wir…«

»Warten Sie. Ende!« Slade schaltete das Gerät aus, drehte sich um

und wurde steif.
In seiner Nähe stand jemand. Eine Gestalt, im Nebel kaum zu erkennen, sondern nur als Schatten wahrzunehmen.
Gehörte der Unbekannte zu seinen Männern?
Während Al Slade die Maschinenpistole von der Schulter rutschen ließ, sprach er die Gestalt an.
»Wer sind Sie?«
Sie kam näher. Der Nebel schien sich etwas von ihr zu lösen, und die Augen des Mannes wurden groß, als er eine Frau mit blonden Haaren erkannte.
Er hatte noch nie etwas von Lupina gehört oder gesehen, deshalb wußte er nicht, welch eine tödliche Gefahr sich da vor ihm aufhielt.
Er senkte auch den Lauf der Waffe.
Und das war sein Fehler.
Hinzu kam der Nebel, der die Gestalt der Lupina verwischte, und Al Slade sah den dunklen Körper nicht, sondern nur das hellere Gesicht zwischen den blonden Haaren.
Lupina sprang.
Saide reagierte, riß die Waffe hoch, feuerte aus der Hüfte und fiel erst zu Boden, als er sich gedankenschnell zur Seite rollte. Kein Stuntman hätte dies besser geschafft. Der Angriff verfehlte Slade knapp. Er konnte sich umdrehen und die MPi hochreißen.
Bei einem Mann hätte er sofort geschossen, aber vor ihm stand eine Frau.
Sein Zögern wurde ihm zum Verhängnis.
Der Prankenhieb war so hart geführt, daß er ihm die Maschinenpistole aus den Fingern schleuderte, und dann kam Lupina, die Königin der Wölfe.
Erst jetzt sah der Mann ihren tatsächlichen Körper, und er wußte auch, daß er kaum eine Chance haben würde. Die Krallen fetzten seine Kleidung auf, er wurde hochgewuchtet, und ein Stich mit der Pranke war auf seine Kehle gezielt.
Al Slade bekam nicht mehr die Hände vor seinen Hals. Er spürte rechts unter dem Kinn das scharfe Brennen. Sein Hals schien in Flammen zu stehen. Heiß pulste das Blut aus der Wunde, und er rammte seinen Fuß vor.
Es war eine Reaktion, die ihm tatsächlich noch einmal Luft verschaffte, denn der rechte Fuß traf das weiche Fell, und fast versank er darin. Lupina wurde zurückgeworfen.
Slade lag am Boden. Er wälzte sich um die eigene Achse. Zwar spürte er die Schmerzen, aber sein Gehirn arbeitete nach wie vor klar. Er wußte Bescheid.
Dieses verdammte Wesen vor ihm war unbesiegbar. Er konnte es mit den Waffen, die ihm zur Verfügung standen, nicht schaffen.

Einfach unmöglich so etwas, und er mußte dem Geisterjäger John Sinclair recht geben, der ihn gewarnt hatte.

Lupina sah den Mann am Boden liegen. Ihr Gesicht wurde zu einer Fratze, als die Blutgier in ihr hochstieg. Sie schüttelte sich, sah, daß sich ihr Fell sträubte, und ein gefährliches Knurren drang aus ihrem offenen Maul.

Im nächsten Augenblick zeigte es sich, daß Lupina ihren Mordwillen auch kontrollieren konnte. Sie warf sich nicht auf das Opfer, um ihm den Rest zu geben, sondern dachte an ihre eigentliche Aufgabe.

Gedankenschnell machte sie kehrt. Durch die offenstehende Tür huschte sie lautlos in das Innere des Buckingham-Palastes, während Al blutend am Boden lag und verzweifelt gegen seine Bewußtlosigkeit anzukämpfen versuchte.

Die Gefahr für die Queen aber wuchs…

***

Wir hetzten durch den Palast.

Breite Gänge hatten uns aufgenommen. Nach der Doppeltür waren wir in einem Saal gelandet, von dem die Gänge sternförmig abzweigten. Wir konnten wählen, wohin wir laufen sollten und wußten nicht, in welchem sich das Drama abspielte.

Dann hörten wir den Schrei und tauchten in den Gang ein, der schräg links von uns zu sehen war.

Er war breit genug, so daß wir nebeneinander laufen konnten.

Weiter vorn sahen wir es schon.

Wolf und Mensch!

Der Mensch lag am Boden, der Wolf hockte auf ihm, hörte unsere Schritte und drehte den Kopf.

Genau in dem Augenblick schoß ich.

Der Schuß hallte sehr laut, das Echo wanderte förmlich an den kahlen Wänden entlang, und der Wolf, es war Luparo, sprang in die Höhe, kam wieder auf die Füße und rannte davon. Die Entfernung zwischen ihm und uns vergrößerte sich gedankenschnell, so daß wir das Nachsehen hatten. Auch mit der ersten Kugel war mir kein Treffer gelungen.

Neben dem Mann stoppte ich.

Er lebte nicht mehr. Luparo hatte wieder schrecklich gewütet. Und dieser Mann würde auch nicht zu einem Werwolf werden, er verwandelte sich nur dann, wenn er gebissen worden war und am Leben blieb. Das Beißen war dabei sehr wichtig.

Auch Suko schoß.

Der Chinese hatte sich hingekniet und seinen Arm ausgestreckt.

Vielleicht konnte er es noch mit einer Kugel schaffen, aber das geweihte Silbergeschoß jaulte an dem flüchtenden Tier vorbei und

fuhr ratschend über die Wand. Dann war Luparo verschwunden. Er wieselte um eine Ecke am Ende des Ganges, wo er rechts in einem anderen verschwand.

»Hinterher!« schrie ich.

In meinem Innern tobte ein ungeheurer Zorn und Haß. Ich brauchte nur an den Toten zu denken, das war Stimulans genug für mich.

Diesmal wollte ich Luparo vernichten.

Wir rannten so schnell, wie wir konnten. Als wir uns am Ende des Ganges ebenfalls nach rechts wandten, da war von Luparo nichts mehr zu sehen.

Ich aber hatte ein komisches Gefühl. Dieser Trakt des Schlosses war für den Normalsterblichen und besichtigenden Touristen nicht zugänglich, denn hier lebte die Königin.

Ein wenig flau wurde mir schon, auch meine Gesichtsfarbe schwand dahin, so daß Suko mich fragte: »Was hast du?«

»Wir sind nahe der Queen.«

»Und Luparo noch näher.«

»Ja, verdammt…«

***

Er war kein Mensch mehr, sondern ein Tier. Eine wilde Bestie.

Mordgierig, aber mit einer gewissen Raffinesse versehen, die seinen Trieb für eine bestimmte Zeit zügelte.

Der Wolf hatte sich von ihm getrennt, er war seinen eigenen Weg gegangen, während Lester del Roy den direkten nahm.

Er kannte sich im Palast so gut aus, als wäre er hier geboren worden. Jeder Stein war ihm bekannt, jeder Zoll der Gänge, und er wußte vor allen Dingen, wie er in die Nähe der Queen gelangen konnte.

Das war wichtig!

Von Lupina, seiner Herrin, hatte er den geistigen Befehl bekommen, sich in die nähe der Queen zu wagen. Da sie es momentan nicht schaffte, mußte er sich um die Königin kümmern, und nichts hätte er lieber getan. Er würde sie anfallen, sie sollte keine Chance bekommen, aber er wollte sie nicht töten, sondern aus ihr eine Dienerin machen.

Eine Königin sollte der anderen dienen. So hatte es Lupina in ihrem Plan vorgesehen, und so würde Lester del Roy ihn auch erfüllen.

Er gelangte in die große Säulenhalle. Still war es hier. Lester del Roy hatte es verstanden, sich bisher so zu bewegen, daß er von seinen ehemaligen Mitarbeitern nicht gesehen worden war. Und in der Halle gaben ihm die Säulen Deckung.

Hinter einer blieb er stehen.

Jetzt war er von der Gangseite her gedeckt, aber auch zu der großen Tür hin, die in die Privatgemächer der königlichen Familie führte. In dieser Halle empfing die Queen sehr oft Gäste. Heute aber war keiner

der kostbaren Leuchter eingeschaltet. Nur die Notbeleuchtung brannte. Kleine, an den Wänden befestigte Lampen, die einen gelblich trüben Schein abgaben.

In der Halle existierte mehr Schatten als Licht. Und wo Schatten war, da fühlte sich der Werwolf wohl.

Plötzlich zuckte er zusammen. Er hatte entfernte Geräusche vernommen, zuerst ein Krachen und danach ein peitschendes Schwingen, wenn der Schuß ausrollte.

Lester del Roy verkrampfte sich. In dieser Haltung blieb er einige Sekunden, während sich hinter seiner Stirn die Gedanken jagten.

Was hatte das zu bedeuten? Wer feuerte da?

Eigentlich konnten es nur seine ehemaligen Kollegen sein, die geschossen hatten. Wahrscheinlich waren sie auf Lupina oder ihren Sohn gestoßen.

Da hörte er Schritte.

Hastige, rennende Schritte, die näherkamen, lauter wurden, und Echos von den Wänden zurückwarfen.

Auch Lester del Roy verließ seine Deckung.

In einem der Gänge sah er eine Gestalt.

Es war Dean Lancaster. Der Mann rannte keuchend. Noch hatte er del Roy nicht gesehen und befand sich innerhalb des Ganges. Dann aber betrat er den großen Saal, und nun zeigte sich auch del Roy.

Ein gewaltiger Sprung brachte ihn so weit in die Nähe des heraneilenden Dean Lancaster, daß der Mann praktisch über ihn stolpern mußte.

Lancaster sah den Werwolf, hörte das Fauchen und wußte augenblicklich Bescheid.

Sein Lauf war schwer zu stoppen. Er stand nicht sofort, torkelte weiter, prallte gegen eine Säule und hielt sich dort fest. Seine Blicke irrten zu der prächtigen, handgeschnitzten Holztür hin, hinter der die Gemächer der Queen lagen, und Lester del Roy wußte genau, was der andere vorhatte.

»Nein!« knurrte er, wobei seine Stimme kaum zu verstehen war.

»So nicht, mein Lieber. Da kommst du nicht rein, das schwöre ich dir!« Einen Schritt brauchte er nur, um dem anderen den Weg abzuschneiden.

Lancaster fielen fast die Augen aus den Höhlen. Er starrte die Bestie an und er wußte, daß er sie nur mit Waffengewalt aus dem Weg räumen konnte.

Dean zog seine Dienstpistole.

Es war eine Luger, sie alle trugen die Waffen, und bevor er schoß, knirschte er noch: »Aus dem Weg, Bestie! Los, verschwinde! Geh mir aus den Augen!«

Lester del Roy dachte nicht daran. Er wußte genau, daß im Magazin

der Waffe nur Bleikugeln steckten, und die konnten ihm nichts anhaben.

Sollte der andere schießen!

Dean Lancaster zielte genau. Die breite, mit Fell bedeckte Brust seines ehemaligen Kollegen war überhaupt nicht zu verfehlen, er würde die Kugel hineinjagen und…

Dean Lancaster drückte ab.

Die Waffe ruckte nicht einmal in seiner Hand, so gut hielt er sie fest. Das Blei fauchte aus dem Lauf, und es hieb mit einem gewaltigen Schlag in die breite Brust der Bestie.

Der Werwolf riß die Arme hoch.

Sekundenlang durchzuckte Dean Lancaster ein Gefühl der Freude.

Hatte er es doch geschafft? Konnte er mit Blei diese Bestie vernichten?

Das Gefühl verschwand. Dafür stieg ein anderes in ihm hoch. Die Angst war im nächsten Augenblick da, und sie gestaltete sich wie eine unsichtbare Fessel, die die Brust des Mannes umspannte.

Dean fiel das Atmen schwer. Er hatte den Mund aufgerissen, schaute auf den Werwolf und mußte mit ansehen, wie er sich bewegte. Dabei rann heller Geifer aus seinem Maul, der fürchterlich roch und in dicken Tropfen zu Boden fiel.

Als Lache blieb er dort liegen.

Lester del Roy aber ließ sich nicht aufhalten. Sein Opfer stand griffbereit vor ihm, er brauchte nur noch zuzupacken, und er würde es zu fassen kriegen.

Da sprang der andere zurück.

Im letzten Augenblick hatte Dean Lancaster es begriffen. Unsichtbar schwebte die knöcherne Klaue des Sensenmannes bereits über ihm, als er mit einem heftigen Schwung seinen Körper zurückwarf und dem Griff der Bestie damit entging.

Sofort kreiselte Lester del Roy herum. Er wollte sich nicht geschlagen geben, wirbelte wieder auf den Mann zu, schaute in ein fahles Mündungslicht, spürte auch den Einschlag der zweiten Kugel, doch von ihr ließ er sich nicht stoppen.

Sein zweiter Sprung erreichte den Mann.

Diesmal hatte Dean keine Chance. Der schwere Körper prallte gegen ihn, er spürte die Schläge der Krallen und wurde bis gegen die Wand zurückgeworfen.

Mit dem Rücken krachte er dagegen, genau dort, wo zwei alte gekreuzte Schwerter hingen, die irgendwelchen adeligen Vorfahren der Queen gehört haben mußten.

Dean sah die Waffen, und die Idee wurde aus der Verzweiflung heraus geboren.

Bevor die Bestie mit einem dritten Sprung alles klären konnte, hatte

Dean Lancaster bereits reagiert. Ohne sich eigentlich recht klar darüber zu werden, hielt er ein Schwert in der Hand, über dessen Gewicht er erstaunt war, denn es zog seinen rechten Arm nach unten. Bevor die Schwertspitze den blanken Boden berühren konnte, hatte Dean die Waffe wieder hochgewuchtet, drehte sich, und die Spitze des Schwerts zeigte plötzlich auf den Werwolf.

Der wich zurück.

Hatte er Angst?

Dean hoffte es, er folgte ihm und stieß zweimal zu. Die Stöße allerdings waren nicht schnell genug geführt worden, der Bestie gelang es immer, ihnen geschickt auszuweichen.

Lancaster war längst klar geworden, daß er den Angriff als die beste Verteidigung ansehen mußte. So ging er weiter vor, ließ sich nicht beirren, bis Lester del Roy einen Ausfallschritt machte und von der Seite her auf Dean zustürzen wollte.

Lancaster reagierte hervorragend. Er hielt den Schwertgriff jetzt mit beiden Händen und holte zu einem Rundschlag aus.

Klinge und Hals der Bestie bildeten für Bruchteile von Sekunden eine Linie.

Da traf Dean der Schlag in den Rücken!

***

Er war so voller Siegesfreude gewesen. Er hätte der Bestie den Kopf abschlagen können, doch hinten besaß er keine Augen. Den Zustand hatte Luparo ausgenutzt und war unhörbar hinter Dean Lancaster geschlichen.

Der Wolf sah den ehemaligen Menschen Lester del Roy in großer Gefahr, denn der Schwerthieb konnte ihm den Kopf von den Schultern schleudern, und Luparo tat aus seiner Sicht gesehen das einzig Richtige in diesem Fall.

Er sprang.

Seine gewaltige Sprungkraft hatte er schon mehrere Male unter Beweis gestellt. Auch diesmal reichte sie aus, um dem Geschehen eine dramatische Wende zu geben.

Der schwere Wolfskörper krachte in den Rücken des Schwertträgers, und Dean Lancaster wurde nach vorn katapultiert. Genau in dem Augenblick, als er zuschlug.

Die Klinge behielt ihre ursprüngliche Richtung nicht bei. Die Arme des Mannes wurden angehoben, den Schlag konnte er noch ausführen, aber das Schwert wischte über den Kopf der fallenden Bestie hinweg. Es fauchte durch die Luft.

Im nächsten Moment fand sich Dean Lancaster am Boden wieder, den heißen Wolfsatem der Bestie spürte er über seinen Nacken streichen, und er vernahm auch eine kalte Stimme.

»Das ist meine Stunde!«
Lupina hatte gesprochen!

***

Wie ein Geist war sie aus einem der zahlreichen in den Saal mündenden Gänge erschienen. Eine an sich schöne Frau, ausgestattet mit einem interessanten Gesicht, das auch jetzt nichts von seiner Menschlichkeit verloren hatte und von den blonden, leicht lockigen Haaren umrahmt wurde.

Ihr Körper war der einer gefährlichen Bestie. Fellbedeckt, in den Farben rot, braun und schwarz schimmernd, dazu die kalten, leuchtenden Augen, die leicht schräg gestellt waren und ebenfalls an die eines Raubtieres erinnerten.

Und ihr nächster Weg sollte zu einer Königin führen.

Sie verschwendete keinen Blick an die anderen Akteure dieses Dramas, Lupina hatte ihr Ziel genau ins Auge gefaßt.

Es war die Tür, die sie noch von den Privatgemächern der königlichen Familie trennte.

Vor ihr blieb sie stehen. Langsam hob sie den mit Fell bedeckten Arm und legte ihre Hand auf die schwere, gebogene Klinke…

***

Lupina ahnte nicht, daß sie zwei Beobachter hatte.

Suko und ich waren gekommen. Wir hatten den Rest des Dramas miterlebt, hielten uns in Deckung einer Säule auf, die dort stand, wo der Gang in den großen Saal mündete. Und wir waren bisher von den anderen noch nicht bemerkt worden.

Wir lauerten…

Luparo hockte auf einem Menschen. Er hatte nicht zugebissen, drückte ihn nur mit seinem Gewicht zu Boden und schaute dorthin, wo sich seine Mutter befand.

Nicht weit entfernt und rechts von ihm stand in sprungbereiter Haltung ein anderer Werwolf. Ihn hatten wir bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, ich konnte mir aber vorstellen, daß es die Bestie war, deren Erscheinen den Alarm ausgelöst hatte.

Der Werwolf hatte seine Schnauze geöffnet, auch er ließ keinen Blick von seiner Herrin. Die kalten Augen blieben starr auf ihren Rücken gerichtet. Aus dem Maul troff Geifer.

Und Lupina wollte es zu Ende bringen.

Ich hätte schießen können. Und wirklich, es hätte mir wohl in diesen Augenblicken auch nichts ausgemacht, ihr eine Kugel in den Rücken zu jagen, aber schon einmal hatte sie es verstanden, den Kräften der geweihten Geschosse zu widerstehen.

Damit konnte ich sie nicht töten.

Ich hoffte auf mein Kreuz. Wenn es meiner Ansicht nach eine Waffe

gab, die ich einsetzen konnte, dann war es das von dem Propheten Hesekiel in babylonischer Gefangenschaft hergestellte Kruzifix.

Dazu mußte ich jedoch an sie heran. Ein Wurf war mir einfach zu unsicher. Suko würde mir den Rücken decken. Das hatte ich ihm mit ein paar Zeichen erklärt.

In diesem Augenblick legte Lupina die Hand auf die Klinke. So lange hatte ich gewartet.

Noch in der gleichen Sekunde war es meine Stimme, die durch den Saal hallte.

»Halt!« brüllte ich und startete…

***

Ich kam sehr gut weg, rutschte auch nicht aus, mein Befehl schwang als Echo durch die Halle, aber er war nicht nur von Lupina, sondern auch von Lester del Roy und Luparo gehört worden.

Der Vierbeiner wußte, welch einen Feind er vor sich hatte. Del Roy ahnte es zumindest und reagierte dementsprechend.

Er stand sehr günstig zu Lupina und mir und konnte mir den Weg zu ihr abschneiden.

Die nächsten Vorgänge spielten sich in Sekundenschnelle ab, wobei es nicht einfach ist, in chronologischer Reihenfolge alles zu berichten.

Der zweibeinige Werwolf startete einen Moment früher als sein vierbeiniger Artgenosse. Gleichzeitig kreiselte Lupina herum, denn sie hatte meine Stimme natürlich erkannt. Ich konnte sogar die Enttäuschung auf ihrem Gesicht lesen und sah auch den Haß, der mir aus ihren Augen entgegenstrahlte.

Ihre Stimme wurde zu einem wilden Kreischen, und dieser Urlaut war gleichzeitig der Befehl für die anderen.

Der Zweibeiner war schneller.

Er hatte auch nur die kürzeste Distanz zurückzulegen. Wie ein Sturmwind kam er von der rechten Seite heran, um sich gegen mich zu wuchten.

Ich hielt nicht nur die Beretta in der Hand, sondern auch mein geweihtes Kreuz. Zeit, eine Entscheidung zu treffen, besaß ich nicht mehr. Ob Beretta oder Kreuz, was ich nahm, mußte die augenblickliche Situation ergeben.

Das Kreuz!

Nach rechts streckte ich meinen Arm aus. Der Werwolf hatte sich bereits abgestoßen, befand sich in der Luft und konnte seine Sprungrichtung nicht mehr ändern.

Mein Kreuz mußte ihm wie ein Mahnmal des Todes vorkommen!

Wir prallten zusammen.

Auch ich hatte nicht mehr ausweichen können, aber ich vernahm einen gellenden Schrei.

Es klang dicht vor meinem Gesicht auf, und er drang aus dem Maul des Werwolf es.

Dann krachte ich schon zu Boden.

Ein schwerer Körper fiel auf mich, nahm mir die Sicht, und ich spürte nur, wie meine rechte Hand mit dem Kreuz tief im Fell der Bestie steckte.

Suko deckte mir den Rücken. Ich hatte mein Kreuz als zusätzliche Waffe hervorgeholt, er aber die Dämonenpeitsche. Einmal einen Kreis über den Boden geschlagen, und schon fuhren die drei aus der Haut des Dämons Nyrana geflochtenen Riemen aus der Öffnung.

Diese Peitsche war eine sehr starke magische Waffe. Die meisten Schwarzblütler konnte Suko damit erledigen, und er hoffte, jetzt auch Lupina und ihren Sohn aufhalten zu können.

Sie kamen beide.

Der Wolf von rechts, Lupina von links. Suko war auch nicht auf dem Fleck stehengeblieben, er lief ihnen entgegen und mußte erleben, wie schnell Luparo war.

Der Vierbeiner verwandelte sich in einen Schatten. Im Zickzack hetzte er heran, während sich seine Mutter zurückhielt, aber trotzdem sehr nahe an Suko heranlief.

Der Chinese mußte sich entscheiden.

Schon sprang Luparo.

Er hatte sich wuchtig abgestoßen und seinen schweren Körper in die Höhe katapultiert.

Als Suko das sah, entschied er sich für Luparo. Er wollte seine Peitsche einsetzen, holte bereits aus, als sich der Wolf noch im Sprung drehte, dann nach unten wegkippte, mit den Pfoten aufkam und Suko passierte.

Zwar fächerten die drei Riemen auseinander, doch keiner traf den Vierbeiner.

Im Rücken wollte Suko Luparo nicht haben, deshalb drehte er sich, ließ aus diesem Grund Lupina außer acht, die ihre Chance wahrnahm und aus vollem Lauf an Suko vorbeiwischte.

Sie hatte ihn noch mit ihrer Pranke erreichen wollen. Der Chinese sah die Bewegung im letzten Augenblick, huschte zur Seite, verlor einige Sekunden, die Lupina und auch ihr Sohn ausnutzten.

Sie flohen.

Lupinas Plan war mißglückt. Sie hatte an die Queen nicht herankommen können.

Einen ihrer Diener ließ sie zurück.

Lester del Roy hatte meine Attacke nicht überstanden. Das Kreuz vernichtete ihn.

Noch immer lag ich unter dem Werwolf begraben, während Suko den beiden anderen nachrannte.

Ich merkte inzwischen, daß die Kraft aus dem Körper der Bestie strömte. Sie hatte der Weißen Magie nichts mehr entgegenzusetzen.

Als es mir gelang, den Werwolf zur Seite zu drücken, da befand er sich bereits im Stadium der Auflösung. Aus dem Werwolf wurde ein Mensch, ein toter Mensch…

Mit gesenktem Kopf hockte ich neben ihm. Auf der nackten Brust sah ich eingebrannt ein dunkelrotes Zeichen.

Mein Kreuz…

***

War das eine Aufregung!

Lupina und ihrem Sohn war die Flucht gelungen. Sie hatten den Palast verlassen. Draußen schützte sie der Nebel wie ein Wall. So war ihnen die Flucht sehr leicht gemacht worden.

Der Einsatz wurde abgebrochen. Man fand auch Al Slade. Er lag schwerverletzt bereits im Hospital. Dem anderen Mann innerhalb des Palastes war nicht mehr zu helfen. Luparo hatte ihn getötet.

Für Dean Lancaster lief der Fall glimpflich ab. Er kam mit dem Schrecken davon.

Sir James wurde noch in der gleichen Nacht zur Queen gerufen.

Eine private Audienz sozusagen.

Selten hatten wir unseren Chef so stolz erlebt, als er zurückkam und uns draußen vorfand. Er war regelrecht gewachsen, suchte uns sofort auf und nahm uns an die Seite.

»Ich soll Ihnen im Namen der Queen ihren Dank mit auf den Weg geben. Sie ist sehr froh, daß es solche Männer wie Sie gibt…«

»Nein!« stöhnte ich, »nicht soviel Dickes. Machen Sie's halblang, Sir James. Schließlich sind die Hauptübeltäter entwischt. Auch Suko hat sie nicht mehr halten können.«

Der Alte ließ sich nicht unterbrechen, sondern redete weiter. »Sie hat mir auch noch etwas für Sie mitgegeben. Zwei ganz persönliche Dinge, auf die Sie stolz sein können.« Der Superintendent griff unter seinen Mantel und holte aus der Innentasche zwei flache Kästchen hervor. Eins bekam Suko, das andere ich.

Da Sir James schon sehr gespannt war, wollten wir ihm den Gefallen tun und öffneten die Kästchen.

Ich hatte es mir schon gedacht, nun bekam ich die Bestätigung.

Auf blauem Samt lag ein Orden.

»Was sagen Sie nun?« fragte Sir James.

»Nichts«, erwiderte ich, nahm den Orden hervor und ließ ihn in der Hosentasche verschwinden.

Sir James aber verstand die Welt nicht mehr…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 241 »Der Pesthügel von Shanghai«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 197 »Im Jenseits verurteilt«